

# **I. Reisevorbereitungen**

## **Auf schwankendem Boden**



## 1. Empirie

### 1.1 Motive

#### Wahrnehmungen am Beginn einer Reise

##### Ansprüche und Realitäten

Seit 1989 entlassen aus dem doppelten Käfig des gespaltenen Europa, blickt Deutschlands einzige Metropole nach wie vor verwirrt in die Gegenwart und reibt sich ungläubig die Augen wie ein ins Freie tretender Häftling. Tastend sucht Berlin seine neue Rolle, probiert Ansprüche, lernt das Gehen neu, die vollmundigen Verheißungen der neunziger Jahre noch im Ohr. „Zukunft“ hieß damals die massenhaft in Umlauf gesetzte Losung: modernste Architektur, weltstädtisches Flair, Hauptstadt, Drehscheibe zwischen Ost und West, Kulturmetropole.<sup>2</sup> Mehr als eine Dekade seit der unerwarteten Vereinigung hat die Stadt zurückgelegt. Durchatmen, zurücksehen, nach vorn blicken.

In den ersten Jahren nach der Vereinigung bestimmten andere Wirklichkeiten die Wahrnehmungen der Bürger, als die in den Revolutionstagen angekündigten Visionen: Umleitungen, Sackgassen, neue Formen und Dimensionen von Kriminalität, Arbeitslosigkeit und ein Wettbewerb, der Berlin vorerst als Schlusslicht in der ökonomischen Entwicklung des vereinten Deutschland sieht. Überwiegend irritiert und ratlos blicken die Bewohner auf die größte Baustelle des Kontinents und bringen die Verheißungen der Jahre 1989, 1990 und 1991 nicht zusammen mit dem, was sie seitdem sahen, erlebten und immer noch erleben. „Treuhand“, „Evaluierung“, „Abwicklung“, „Gaucken“, „Verrostung“, „Ossis“, „Besserwessis“ lauteten Schlagworte dieser Wahrnehmungen bis Mitte der neunziger Jahre und noch darüber hinaus.

Inzwischen überlagern neue Strömungen diese Erfahrungen: Folgen der Globalisierung, dramatisch sich verändernde Formen des Wirtschaftens und Arbeitens, erschreckende Armut, Naivität und Ahnungslosigkeit gegenüber fast allen ökonomischen Fragen, hausgemachte Krisen und eine nahezu vollständige Resignation der Stadtpolitik vor den drängenden Herausforderungen der Zeit.

Leise fluchend schickten sich die Bürger ins Unabänderliche, nicht selten die geballte Faust in der Tasche. Das wechselseitige Misstrauen an die neuen Mitbürger in Ost und West, die Wahlergebnisse seit 1990, die wie eine Notgemeinschaft wirkende große Koalition aus Christdemokraten und Sozialdemokraten, die die

Stadt von 1991 bis 2001 mehr verwaltete als regierte, und das Scheitern der Abstimmung zur Fusion Berlins und Brandenburgs zu einem neuen Bundesland 1996 sprachen eine klare Sprache. Mehr als eine Vereinigung und den dramatischen Wandel der Lebensverhältnisse, der in Berlin drastischer ausfiel als in der übrigen Bundesrepublik, schien die neue Hauptstadt nicht verkraften zu können. Der Wandel überforderte und überfordert alle.

Was Berlin zu Beginn des 21. Jahrhunderts bietet, ist eher dürftige Kost. Ein paar dünne Filetstreifen und überreichlich fade Sättigungsbeilage – in der Politik, in der Wirtschaft, in weiten Teilen der Kultur. Neugier und schroffe Ablehnung, traumhaft, manchmal alptraumhaft anmutende Visionen und immer wieder Ratlosigkeit – zwischen diesen Polen sind die Einwohner und kritischen Beobachter der Stadt hin- und hergerissen. Um im Bild zu bleiben: Der frisch entlassene Häftling tapst schwerfällig durch die Straßen und schüttelt sich unter den neuen Kleidern, die ihm die aus aller Welt herbeigeflogenen Schneider eilig verpassen, der ungewohnte Stoff kneift und kratzt an allen Nähten und Falten.

Berlin liegt quer, wieder einmal. Oder immer noch. Berlin irritiert: die eigenen Bewohner mindestens so sehr wie die Gäste der Stadt, die Investoren, die Neuankömmlinge für kurze Zeit oder auf Dauer. Heftig klaffen die Urteile auseinander und noch klingt manches reichlich schrill. In der ersten Dekade nach der Vereinigung haben Politiker und Bürger der Stadt nicht die angemessene Sprache für das neue Berlin gefunden. Die so berühmte wie berüchtigte Schlagfertigkeit der Berliner Schnauze schien vielen Einheimischen vorerst im Halse stecken geblieben zu sein.

Wem es aber die Sprache verschlägt, der findet Trost bei den Bildern: „Berlin im Aufbruch“, „Berlin in Bewegung“, „Metropole der Zukunft“ ecetera pp. Seiten ließen sich füllen mit Metaphern und Parolen dieser Art und Qualität, die vornehmlich die Redaktionen, Hochschulen und Agenturen in den neunziger Jahren ausprobierten und verschlissen in immer kürzeren Intervallen. Möglichkeiten, Ängste und Widersprüche, verdichtet zu Prospektbildern von der „Offenen Stadt“, vom leuchtenden „Neuen Berlin“, in der Hoffnung, das Licht am Ende des Tunnels sei mehr als eine hinterleuchtete Panoramatapete.

So anmutig und verlockend die Parolen und Leitbilder auch sind, was sie bewirken, ist schwer zu sagen. In erster Linie scheinen sie vorerst abzulenken vom nervenaufreibenden Alltag und den Blick zu verstellen auf die Realität. Oder welchen Sinn hat es, von der Handelsdrehscheibe Berlin zu träumen, wenn der größte Teil des Ost-West-Geschäfts einstweilen an Berlin vorbeiläuft? Wie relevant ist – bes-

ser war – der Streit über die aktuelle Bürohausarchitektur, wenn zahlreiche Neubauten noch Jahre nach ihrer Fertigstellung nur wenig mehr beherbergen als klimatisierte Luft? Welche Leistungen soll „die neue Dienstleistungsmetropole Europas“ erbringen? Für wen? Und zu welchem Preis? Wo schließlich ist der Stellenwert der Kulturmetropole anzusiedeln, die beispielsweise über einige der weltweit bedeutendsten Komplexe und Sammlungen verfügt, wie die Museumsinsel und das nahezu unbekannte Luftwaffenmuseum, es aber noch nicht versteht, diese Schätze so zu präsentieren, wie sie es verdienen?

### **Möglichkeiten und Potenziale**

So verständlich das Lamento angesichts der Berliner Realitäten sein mag, gleichzeitig hat sich die Stadt dramatischer verändert, als es die zahlreichen Neubauten und Baustellen signalisieren: Es gibt einen Neuanfang jenseits der Kräne. Im Sommer 1995 brach dieses Neue plötzlich hervor wie ein tiefes Aufatmen. Vierzehn Tage lang hielt die Stadt inne, tauchte auf um Luft zu holen und versammelte sich auf dem ansonsten von Freizeitfußballern belebten Platz der Republik. Nicht das wie ein schimmernder Eisberg in Berlin gestrandete, von Christo und Jeanne-Claude verhüllte Reichstagsgebäude war die Sensation jenes Sommers, sondern die Berlinerinnen und Berliner selbst. Wer erlebt hat, wie jedem Klischee standhaltende Weddingener zweifelnden Kunststudenten erklärten, dass und warum es sich beim verhüllten Reichstagsgebäude um Kunst handelte, der bekam ein Gefühl dafür, was diese neue Stimmung bewegen könnte. Und überhaupt: Die als harsch und brummelnd bekannten Treptower, Reinickendorfer und Marzahner plötzlich und unerwartet lächeln zu sehen, einfach nur lächeln, zu Hunderttausenden, rücksichtsvoll und höflich – das war das wahre Wunder des Sommers 1995. Plötzlich zeigte die Stadt ein Gesicht, das niemand vermutet, geschweige denn erwartet hätte. Nicht das Versprechen „Zukunft“, nicht die schon eröffneten oder noch kommenden Einkaufsparadiese, sondern ein Kunstwerk legte jenes Potenzial frei, von dem nur noch unverbesserliche Optimisten still hofften, es existiere wirklich.

Ein zweites Beispiel ist der lange Jahre als hoffnungslos abgeschriebene Berliner Fußball. Als am Ende der Saison 1997/98 der so traditionsreiche wie skandalumwitterte Verein Hertha BSC in letzter Minute eher aus Versehen in die erste Bundesliga aufstieg, glaubte kaum jemand daran, dass der Verein sich tatsächlich dort würde halten können. Es kam, wie prophezeit: Hertha verlor Spiel um Spiel und war schon im Frühherbst der im gesamten Bundesgebiet beliebte Punkte-

.....

### **Leuchtender Eisberg in Berlin**

Im Sommer 1995 verhüllten das Künstlerehepaar Christo und Jeanne-Claude das Reichstagsgebäude mit einem silbrig schimmernden Stoff. Wie ein gestrandeter, leuchtender Eisberg schwebte der beinahe vergessene graue Kasten über dem Platz der Republik. Zum ersten Mal in seiner Geschichte war das Reichstagsgebäude ein freundliches Haus – eine ironische, ganz und gar undeutsche Szene, möglich nur in Berlin. Magisch zog das Kunstwerk die Menschen in seinen Bann und für einige Tage wurde der Platz vor dem Reichstagsgebäude zum Treffpunkt für Zehntausende.



lieferant auf dem letzten Tabellenplatz. Dennoch kamen die Menschen zu Zehntausenden ins Olympiastadion, so ausgehungert schien die Region – nach was? Die Mannschaft wurde mit Spott überschüttet, stand 12 Wochen auf einem Abstiegsplatz, davon neun Wochen als Tabellenletzter, der Trainer war so gut wie entlassen und die Verkündung dieser Entscheidung schien eine Frage von Stunden. Da plötzlich gewann Hertha, buchstäblich wieder in letzter Minute am 25. Oktober 1997 gegen den Karlsruher Sport Club, einen „der“ Aufsteiger der neunziger Jahre, gewann weitere fünf der sechs folgenden Spiele und schickte selbst Meisterschafts-aspiranten mit zum Teil deftigen Niederlagen nach Hause.<sup>3</sup> Erklären konnte das niemand, doch am Ende stand der Verein gesichert im Mittelfeld und konnte zuversichtlich der nächsten Saison entgegensehen. War das eines der periodisch das Land heimsuchenden Sportwunder? Vielleicht. Wichtiger als die Nebensache Sport war an dieser Erfahrung die Stimmung, die plötzlich vom Olympiastadion auf die Stadt und die Region abstrahlte. Über Monate fast wöchentlich eine positive „Berlin-Meldung“ in den Medien – wann hatte es das zuletzt gegeben?

### **Aufbrüche und Fragen**

In rasender Geschwindigkeit veränderte sich seit 1990 die Stadt, niemand konnte und kann dem Wandel entgehen. Wie einfach und überschaubar erschien da im Rückblick die Zeit des Kalten Krieges mit seinen klar verteilten Rollen: Berlin (West) als Vorposten westlicher Freiheit, wenn auch mit deutlichen Auszehrungs-symptomen am Ende einer Ära, von der niemand wusste, dass sie zu Ende gehen würde; Berlin (Ost), sich gebärdend als Hirn des sozialistischen Musterlehrlings, in Wirklichkeit aber verkrustet und morbide, ein Parasit der Provinz, mit hohler, statischer Ideologie und ohne dauerhaft tragfähige Substanz. Eineinhalb Generationen lang eingeklemmt in einen komplizierten Status quo, der Sicherheit für Berlin ebenso garantierte wie Sicherheit vor Berlin, schien die größte Stadt Deutschlands zurechtgestutzt auf ein für alle erträgliches Maß. Damit ließ sich leben, in Ost und in West. Im Westen ein wenig bequemer.

Seltsam fremd wirken heute all die prägenden Erfahrungen des getrennten Nebeneinanders, 1994 ein letztes Mal beschworen in den Nachrufen zum Abschied der Alliierten. Wie über Nacht veraltet scheinen sie untauglich als Maßstab zur Bewältigung einer kaum noch übersichtlichen Gegenwart. Während viele der westdeutschen und ostdeutschen Städte über klare, zumindest erkennbare Profile verfügen oder sich darum bemühen, ist die Hauptstadt Berlin eine große Unbe-

kannte. Wo also steht die Stadt? Wo kommt sie her? Was ist von ihr und für sie zu erwarten? Was ist Berlin? Warum ist Berlin so, wie es ist?



## 1.2 Hindernisse

### Scheuklappen und andere Sichtblenden

#### Einheit und Differenz

Warum ist Berlin, so wie es ist? Jede Generation stellt diese Frage neu und manche Generationen stellen sie mehrfach.<sup>4</sup> Sie zu stellen, heißt die ganze Stadt ins Blickfeld zu nehmen. Das ist angesichts der komplexen Zusammenhänge und Funktionsmechanismen von Metropolen eine so naive wie bestechende Idee, verschrieben der Hoffnung, es sei notwendig und möglich, eine Art Überblick zu gewinnen.

Was wäre damit erreicht? – Vor allem die Antwort auf ein Kernproblem der Gegenwart, das sich am einfachsten benennen lässt als „Scheuklappenblick“. Dieser Begriff versucht die Beobachtung auf den Punkt zu bringen, dass das „Zusammenwachsen“ der Städte Berlin zwar seit 1990 beharrlich beschworen wird und auf institutioneller Ebene zweifellos in beeindruckender Weise gelungen ist, zugleich aber eine immer weiter fortschreitende Differenzierung der Gesellschaft stattfindet. Einstweilen hat die Vereinigung zwar formal die Fusion zweier Teile zu einem Ganzen gebracht, in der Wahrnehmung ihrer Bürger aber scheinen die ehemaligen Teilstädte eher zerfallen zu sein in lauter „Mentalitätskieze“.

Zusammenwachsen und Differenzierung sind, nicht zwangsläufig ein Widerspruch. Wenn geschlossene Gesellschaften gezwungen sind sich zu öffnen und Reservate ihre Einhegung verlieren, und das gilt – wenn auch in unterschiedlicher Weise – für beide Berlin, dann ist Neuorientierung, Neuformierung und Differenzierung genau das, was erwartet werden kann. Das Verschwinden des Vertrauten wird zur Voraussetzung für den Neubeginn, und die sicher geglaubte Gegenwart entpuppt sich als nicht länger haltbar. Eine neue Ortsbestimmung ist unerlässlich. Oder mit den Worten des Journalisten und Schriftstellers Bernard von Brentano aus den zwanziger Jahren: „Wo in Europa ist Berlin?“<sup>5</sup>

#### Fragen und Debatten

Wer die Debatten der vergangenen Jahre an die Frage knüpft, was sie für ein neues Selbstverständnis der Stadt geleistet haben, stößt zwar auf mit allen Bandagen geführte Auseinandersetzungen, aber kaum auf überzeugende, geschweige denn richtungweisende Ideen. Es herrscht ein Scheuklappenblick, begrenzt auf einen Ausschnitt, auf Äußerlichkeiten, auf formale Kompromisse.

Prominentestes Beispiel ist die Hauptstadtfrage. Nach einer der erbittertsten Debatten der Nachkriegszeit entschied sich der Deutsche Bundestag am 20. Juni 1991 für den Umzug nach Berlin. Das folgende Jahrzehnt beherrschten Architekturwettbewerbe, Fragen der räumlichen Unterbringung von Parlament, Regierung und Verwaltung, Umzugstermine sowie die Befindlichkeiten der Bevölkerung in Bonn und Berlin die öffentliche Wahrnehmung und Berichterstattung. Nur am Rande erörtert wurden die möglichen Folgen dieser Entscheidung, für eine neue föderalistische Ausprägung des Landes, für die Stadt sowie der organisatorische Unsinn, auf den sich die Beteiligten geeinigt hatten: die Existenz einer Hauptstadt (Berlin) und eines Nebenverwaltungssitzes, der Bundesstadt (Bonn). Doppel- und Mehrarbeit sowie beträchtliche Zusatzkosten sind wahrscheinlich noch die harmloseren Folgen. Zu zentralen Fragen dieser Art drang die Auseinandersetzung erst rund zwei Jahre vor dem Umzug unter dem Etikett „Berliner Republik“ vor. Diese an die von den Zeitgenossen kaum so benannte „Weimarer Republik“ erinnernde Bezeichnung diente vor allem als Sammelbegriff, mit dem sich Hoffnungen auf eine beweglichere Bundesrepublik ebenso verbanden wie entsprechende Befürchtungen. Vorerst ist die Berliner Republik, je nach Sicht, ein Versprechen oder eine Drohung, die schon fast wieder verblasst sind.<sup>6</sup>

Ein zweites Beispiel ist der Streit über die Berliner Architektur. Blockbauweise, Traufhöhe und Fassadenverblendungen, orientiert am Leitbild der europäischen Stadt, waren beherrschende Stichworte zu Beginn der Diskussion. Die polemisch geführte und immer wieder aufflackernde Debatte hatte sich spätestens Mitte der neunziger Jahre verrannt in Formalismen. Wenig gesprochen wurde und wird über Inhalte, also über das, was in den Neubauten vor sich geht und gehen wird. Der Glaube an die beliebte Standardmischung mit einigen Läden, zahlreichen Büros und „knallhart“ vom Senat gegenüber den Investoren durchgesetzten zwanzig Prozent Wohnungen, die sich wiederum als Antwort auf die Vor- und Nachkriegsutopie von der „entmischten Stadt“<sup>7</sup> lesen lässt, scheint zu schwinden, ohne dass eine Alternative in Sicht ist. Gebaut wurde zudem nicht selten für ein Publikum, das es einstweilen in Berlin gar nicht gab. Die Medienkonzerne Virgin Megastore und Fnac beispielsweise, die nach dem Fall der Mauer ihre in London und Paris gut funktionierenden Konzepte nach Berlin zu übertragen versuchten und große Filialen eröffneten, verfügen über entsprechend bittere und teure Erfahrungen. Wer erst über die Inhalte und dann über die Fassaden spräche, bekäme möglicherweise andere Ergebnisse.

Ein drittes, in den neunziger Jahren zeitweise heftig umstrittenes Thema ist die Partei des Demokratischen Sozialismus (PDS), Nachfolger der einst staatstragenden Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). Ihre starke, in einigen Bezirken im Ostteil Berlins dominierende Stellung mit zeitweise einem Drittel der Wählerstimmen sicherte ihr mittelfristig Präsenz und Einfluss auf die Bundespolitik. „Gysi und sein Trupp“, so ein Wahlslogan vom Herbst 1994, erwiesen sich auch 1998 als „cool“ und waren eben kein kurzfristiges „Übergangsphänomen“, wie die meisten westdeutschen Kommentatoren nach der Bundestagswahl 1990 noch versicherten. Die Existenz der PDS erwies sich in den neunziger Jahren als Ausdruck einer Wahrnehmung des Wandels und einer politischen Haltung, die erst nach einem Jahrzehnt in West-Berlin und in Westdeutschland wirklich anzukommen scheint. Hätten die West-Parteien die Ängste und Hoffnungen der aufgehörten DDR-Bürger von Anfang an ernst genommen, die heutige Parteienlandschaft sähe anders aus. 2001 trat die PDS an der Seite der Berliner SPD in die Landesregierung ein und war damit vorerst etabliert. Wie sich das Scheitern der Partei an der Fünf-Prozent-Hürde bei der Bundestagswahl vom 22. September 2002 auswirken wird, bleibt abzuwarten.

### **Reden und Schweigen**

An den genannten und zahlreichen weiteren Debatten fallen vor allem zwei Dinge auf: die Art, wie gestritten wird, und die Themen, die auf der Tagesordnung stehen.<sup>8</sup> Die Muster der Diskussionen sind vertraut. Eine Grundsatzrede oder ein entsprechender, gelegentlich polemisch formulierter Artikel, dann die entsprechenden, manchmal wie einstudiert wirkenden Antworten bilden in der Regel den Auftakt. Ein paar Tage oder Wochen wogt die Debatte hin und her, ebbt dann ein wenig ab. Stellungnahmen, auch demonstratives Schweigen prominenter Politiker, heizen den Streit wieder an. Neue Statements und weitere Polemiken folgen, nicht selten am Wochenende als Vorabmeldung der Montagmagazine. Es schließt sich die Expertenebene an, oft mit Gutachten und Gegengutachten. Die Serie zum Streit in den Blättern, Talk-Runden, neue Statements von Politikern, in besonderen Fällen große Debatte im Bundestag; schließlich Gesten der Versöhnung, Kompromissformeln, Beschlüsse. Die „Berliner Rede“ des Bundespräsidenten Roman Herzog mit seinem Plädoyer für einen „Ruck“, der durch die Gesellschaft gehen müsse, gehalten am 26. April 1997 im Hotel Adlon, ist nicht das aufregendste, aber vielleicht doch das typischste Beispiel der neunziger Jahre.<sup>9</sup>

Den im Westen aufgewachsenen Bürgern sind diese Muster in Fleisch und Blut übergegangen und in ihren Glanzpunkten haben Debatten dieser Art die Republik nachhaltig verändert. Etwa die Diskussionen über Wiederbewaffnung und Westintegration in den fünfziger Jahren, über Studentenbewegung und Jugendkultur in den Sechzigern, über Ost- und Entspannungspolitik Anfang der siebziger Jahre, über Friedens- und Umweltfragen in den achtziger Jahren. West-Berlin, obwohl räumlich vom Bundesgebiet getrennt, war an allen Debatten beteiligt, an einigen mit besonderer Leidenschaft und Hingabe, gelegentlich sogar als Gegenstand oder Hauptaustragungsort.

Für die Ostdeutschen ist dies seit 1990 eine neue Erfahrung. Zwar konnten sie schon zuvor über Hörfunk, Fernsehen und Gespräche mit West-Verwandten und -Bekanntem die Debatten verfolgen, und fast alle taten das, doch die Wahrnehmung blieb abstrakt und unsinnlich. Ihre eigenen Auseinandersetzungen und Diskussionen im Osten verliefen in ganz anderer Weise: indirekter, subtiler, auf eine den Westlern unbekannt Art feinfühlicher, innerhalb, so gut wie nie außerhalb der engen, von der SED vorgegebenen Grenzen. Was geschah, wenn diese Grenzen überschritten wurden, war bekannt und hinterließ bei den Betroffenen traumatische Erfahrungen.<sup>10</sup> Die führende Partei gab fast immer die Richtung vor durch Beschlüsse, Maßnahmen, Entscheidungen, aber auch durch Nichtentscheidungen und beredtes Schweigen. Was im Westen als „offene Aussprache“ galt, und sich doch oft nur als Austausch von vorgefertigten Floskeln erwies, war im Osten in dieser Form so gut wie unbekannt. Dort waren „offene Aussprachen“ gefürchtet, bedeuteten Ermahnung, Maßregelung oder Schlimmeres. Die wirklichen Debatten erfolgten immer im Wissen oder Erahnen, wo die Grenze war, oft erwiesen sich Gesten wichtiger als Worte. Jene Meldungen, die das Neue Deutschland nicht druckte, waren stets die entscheidenden. Im Westen dürften beispielsweise nur wenige Menschen verstanden haben, wie provozierend es für die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) war, als Anfang der achtziger Jahre ein junger Mann namens Roland Jahn mit einer polnischen Fahne am Fahrrad durch Jena radelte, mit Schwejk'scher Standhaftigkeit behauptend seine Solidarität mit dem polnischen Volk. Gleich, wie sie dazu standen, die DDR-Bürger verstanden das sofort.

Seit 1990 prallen beide Diskussionskulturen aufeinander und die Menschen erkennen ratlos, dass sie sich nur begrenzt verstehen, trotz des Gebrauchs gleicher Worte. Zwar lernten die Ostdeutschen rasch, sich der westdeutschen Diskussionsmuster zu bedienen, aber eben in ganz und gar anderer Weise, vor dem Hin-

tergrund ihrer Erfahrungen. Das hat Folgen für die Inhalte und Ergebnisse bis heute.

Die großen westdeutschen Debatten der Nachkriegszeit mit ihren immer wiederkehrenden Ritualen kamen nach einer bestimmten Zeit stets zum entscheidenden Punkt: Westintegration und Wiederbewaffnung – ja oder nein; Studentenbewegung – Integration oder Ausgrenzung; Wandel durch Annäherung – bis zu welcher Grenze?; Atomkraft – ja, bitte oder nein, danke. In der öffentlichen Wahrnehmung gab es stets entscheidende Wegmarken, an denen sich die Richtung des weiteren Weges entschied, auch wenn die Kompromisse in der Wirklichkeit oft viel komplexer und weniger eindeutig waren, und die Opposition gegen eine einmal durchgesetzte Richtung noch Jahre dauern konnte. Der Zusammenprall zweier Diskussionskulturen und die tiefe Verunsicherung der Beteiligten angesichts der fundamentalen aktuellen gesellschaftlichen und globalen Wandlungsprozesse haben dazu geführt, dass inzwischen bei allen Auseinandersetzungen die zentralen Fragen gar nicht mehr oder nur am Rande erreicht werden.

Die erwähnten Berlin-Debatten der neunziger Jahre und ihre Selbstbeschränkungen sind ein auffälliges Beispiel dafür. Es wird diskutiert nach den bekannten und erprobten westdeutschen Methoden, durchaus unter reger Beteiligung der neuen Bundesbürger, aber die Debatten laufen leer, zum Missmut aller Beteiligten. Im Grunde endeten alle wichtigen Auseinandersetzungen seit 1990 mit großen Nichtentscheidungen oder unhandlichen und im Nachhinein schleichend ausgehöhlten Kompromissen. Je formaler jedoch die Debatte und der Kompromiss, desto weniger tragfähig ist auf Dauer die inhaltliche Substanz.

### **Beschränkungen und Selbstgespräche**

Der Vereinigungsschock und die Erfahrung im Osten, das Vertraute, so hinfällig es war, binnen Monaten verschwinden zu sehen, oder die Furcht, die Einigungslasten könnten den errungenen Wohlstand im Westen verringern, haben die Menschen in Ost und West für einige Jahre das Genick einziehen und skeptisch die Augen zusammenkneifen lassen. Das Blickfeld war begrenzt, der Scheuklappenblick verhinderte die vollständige Sicht auf das, was sich verändert hatte. Wer sich nicht zufrieden gab mit solchen Beschränkungen, auf den wirkten die Berlin-Debatten der neunziger Jahre wie autistische Selbstgespräche.

Gleichzeitig setzte ein hektischer Wandel ein mit dem Ziel, die Verhältnisse in der einstigen DDR möglichst rasch denen der Bundesrepublik anzupassen. „Bundes-

republik plus“ hieß die pragmatische Antwort auf die Herausforderung der Vereinigung. „Blühende Landschaften.“ Als Vision mochte das angehen, aber als kurzfristige, für bare Münze genommene Perspektive? Alles in allem ein ängstlicher Aufbruch, ratlos. Wer jedoch ratlos ist, wen der Aufbruch ins Unbekannte ängstigt, der sehnt sich zurück. Insofern lässt sich das Rumoren in Berlin lesen als Symptom des Zustandes der gesamten Gesellschaft. Blick zurück – nein, nicht im Zorn, eher in Wehmut: Schon 1990 sehnten sich viele nach der heimeligen Enklave West-Berlin oder fragten sich, ob es richtig war, das gesicherte Leben im Honecker'schen Sozialismus, der angesichts der neuen Unsicherheiten so schlecht vielleicht doch nicht gewesen sein mochte, so rasch aufzugeben zugunsten der Risiken eines ungewohnten Wettbewerbs um Wohnungen, Jobs, Chancen. Das fragwürdige Selbstverständnis der gespaltenen Doppelstadt wurde im Rückblick verklärt zum soliden Fundament, an dem sich die Bürger beider Städte orientierten, auf dem sie sich einrichteten und ihr Verhalten entsprechend kalkulieren konnten. Sicherheit und Entspannung also, und für die meisten bedeutete der „kalte Friede“ ein Leben ohne allzu große Risiken, allerdings auch ohne Herausforderungen. Bis zum November 1989 glaubten Ost- und West-Berlin genau zu wissen, wer sie waren.

Die formale Vereinigung einerseits und Anstrengungen, die alten Mentalitäten und Befindlichkeiten hinüberzuretten in die neue Zeit andererseits, haben in den neunziger Jahren zu neuen Spaltungen geführt. Nicht der kreative Umgang mit der unvermeidlichen Differenzierung der Gesellschaft, dem Nebeneinander von Schichten und Milieus, das in Berlin eine lange und prägende Tradition hat, bestimmte das öffentliche Bewusstsein der Stadt, sondern ein eifersüchtiges Gegeneinander verunsicherter Menschen, und die Politiker von Landowsky bis Gysi lebten gut von diesen Ängsten. Mitte der neunziger Jahre lähmte der Verlust des Grundkonsenses über das eigene Selbstverständnis Berlin, und seinen Bürgern schien das Gefühl dafür abhanden gekommen zu sein, was sie eigentlich miteinander verband und was die Stadt zusammenhielt. Die Stadt erkannte die großen gesellschaftlichen Entwicklungen nicht. Weder „die demographische Zeitbombe“, die die Stadtbevölkerung dramatisch überaltern lassen wird, noch „der Offenbarungseid des Sozialstaates“ mit seinen kollabierenden Versorgungssystemen und schon gar nicht die dramatischen Umbrüche in Wirtschaft und Beschäftigung wurden erkannt und diskutiert.<sup>11</sup> Auch die technologischen Megatrends – Softwaresteuerung und Vernetzung, alternative Energieerzeugung und nachhaltige Mobilität, Biotechnologie und Life Science sowie Nanotechnologie und die Entwicklung innovativer Werkstoffe – waren für die Eliten der Stadt und für die Bevölkerung kein Thema, mit dem sie sich

aktiv und in angemessener Weise auseinandergesetzt haben.<sup>12</sup> Selbst die zahlreichen Innovations- und Gründerzentren, über die die Stadt inzwischen verfügt, sind angesichts der Dimensionen des Wandels keine ausreichende Antwort. Unter dem Strich wurden globale Entwicklungen dieser Art individuell und in kleinen Gruppen als Veränderung des Alltags, vornehmlich des Berufslebens eher erlitten, denn gestaltet. Die zukunftsweisenden globalen und regionalen Fragen der Zeit erkennt die Stadt nicht oder nur beiläufig, und dass dies auch für weite Teile der Bundesrepublik, gilt ist weder Trost noch Entschuldigung. Dementsprechend entstanden Visionen auf falschen Voraussetzungen und als diese sich als nicht haltbar erwiesen, verebbte die Suche nach Visionen ganz. Wenn eine Stadt aber keine oder nur eine sehr vage Vorstellung davon hat, wer sie ist, wo sie steht und in welche Richtung sie sich entwickeln soll, dann verkommt der lange Anlauf zum großen Sprung in die „Zukunft“ zur strampelnden Trockenübung. Berlin – ein großes Fragezeichen.

### 1.3 Ansprüche

#### Auf der Suche nach Berlins Potenzialen

Dies ist der Versuch, die Stadt nach den dramatischen Veränderungen seit 1989/90 zu deuten, ihre Eigenarten zu skizzieren, einen Beitrag zu leisten zur Neudefinition ihres Selbstverständnis, kurz: mit dem Begriff Zukunft mehr zu verbinden als die Ausschmückung von Stadtplätzen und Vierteln. Dem Nachdenken liegt eine sehr einfache These zugrunde. Sie unterstellt: Berlin hat mehr zu bieten als seinen derzeit zwiespältigen Ruf, den zu beschwören eine lange und lustvoll gepflegte Tradition ist.

In den neunziger Jahren gehörte nicht viel dazu, die Lage der Stadt zu beklagen; Lamento allenthalben: über das Verharren in den Nischen, über Blockaden des Denkens, über vertane Chancen. Ratlosigkeit lag wie klammer Mehltau über Berlin. Einzig die nach 1970 Geborenen entdeckten in größerem Umfang die Stadt als Plattform und Bühne und belebten mit ihren überbordenden und medientauglichen Events die trübe Lage. Wer die Stadt mit Distanz betrachtete, schien klarer zu sehen. Während sich die nationalen Medien vor allem in Wehklagen und entsprechenden Publikumsbeschimpfungen ergingen, sahen die internationalen Berichterstatter zwar gleichfalls Schwierigkeiten, fühlten sich befremdet von der Hässlichkeit und Schroffheit Berlins und waren doch zugleich fasziniert von der Kraft, die in der gebeutelten Stadt steckte.<sup>13</sup> „Besinnt euch auf euere Potenziale!“, so ließe sich der Rat der distanzierten Beobachter zusammenfassen: Erkenne die Lage, rechne mit deinen Beständen.

Was aber sind Berlins Potenziale? Wer nur die Baustellen und die zäh sich bevölkernden Neubauten besichtigt, wer sich nur am Kurfürstendamm oder am Prenzlauer Berg aufhält, wer nur die zwiespältige Bilanz der Wirtschaft analysiert, die Hilflosigkeit der politischen Elite oder die Etatkämpfe einer institutionalisierten Kultur betrachtet, wird viel Elend sehen, aber kaum überzeugende Möglichkeiten. Es geht deshalb darum, nicht nur die Mängel der Stadt klar zu sehen und deutlich zu benennen, sondern zugleich die Chancen und Herausforderungen zu erkennen, ohne sie aufzuputzen zu überspannten Erwartungen. Ein nüchterner Blick scheint angemessen, keineswegs zu verwechseln mit blutleerer, leidenschaftsloser Erbsenzählerei; eine Sicht also, die von der Kultur mehr fordert als den Streit um die Schließung von Theatern oder die Inthronisierung von Intendanten, für die Wirtschaftsstrategien mehr sind als eine Standortfrage, und für die Politik mehr ist als parteipolitische Ränkespiele. Die einzelnen Teile zusammenzudenken zu einer gan-



zen Stadt und eine Skizze zu entwerfen von Deutschlands Hauptstadt, ist Absicht und Ziel dieser Reise.



## 2. Theorie

Zwei Begriffe und ein Begriffspaar zählen neben der Leitfrage – Was ist Berlin und warum ist die Spreemetropole eine politische Stadt? – zu den wichtigsten Navigationsinstrumenten auf der Reise durch die Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland. Die Relevanz der Begriffe Stadt und Politik liegt angesichts der These auf der Hand. Das Begriffspaar Konflikt und Konsens hingegen verweist auf eine die Ausgangsthese ergänzende Grundannahme. Nach der ist die richtige Balance von Konflikt und Konsens zwischen relevanten gesellschaftlichen Kräften der Motor, der Entwicklungen – nicht zuletzt von und in Städten – vorantreibt. Führt Dauerstreit zum alles zerstörenden Krieg und Dauerharmonie zur muffigen Lethargie, so ist die richtige Mischung beider Faktoren für den Fortschritt entscheidend. Warum und wie Konflikt und Konsens als Motor städtischer Entwicklungen funktionieren, bedarf der Klärung.

## 2.1 Begriffe

### Polis, Stadt, Metropole & Co.

Eine Stadt ist „eine größere geschlossene Siedlung, die mit bestimmten Rechten ausgestattet ist und den verwaltungsmäßigen, wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt eines Gebietes darstellt“. Als sinnverwandte Begriffe führt das bekannteste deutsche Wörterbuch, der Duden, an: „City, Hauptstadt, Kapitale, Kommune, Metropole, Ort, Zentrum“.<sup>14</sup> So weit, so trocken. Erste Faktoren sind damit immerhin benannt: Eine gewisse Größe muss vorhanden sein, damit von Stadt die Rede sein kann, ferner ein Katalog von Rechten sowie eine Funktion als Mittelpunkt eines nicht näher definierten Gebietes in verwaltungstechnischer, wirtschaftlicher oder kultureller Hinsicht.

Interessanter ist die enzyklopädische Definition des griechischen Philosophen Aristoteles: „Das, was den Menschen über den Zustand des Barbarentums erhebt, in dem er bloß ein wirtschaftliches Wesen ist, das, was ihn befähigt, alle seine höheren Fähigkeiten, die im Barbarentum nur schlummern, zu entwickeln, nämlich: gut und richtig zu leben, statt nur zu leben, das war seine Teilnahme und Mitgliedschaft an einer Stadt. Des Menschen körperliches und animalisches Dasein mag durch das Land befriedigt sein, seine geistigen Bedürfnisse können nur durch die Stadt befriedigt werden.“<sup>15</sup>

Es ist ein erwärmendes Bild, das der Philosoph entwirft und das weit hinausreicht über jene Images von planbaren Utopien, Stadtlandschaften, Plätzen und Bauten, die den meisten Menschen heute einfallen, wenn sie das Wort Stadt hören.

### Stadt – Land

Die traditionelle Gegenwelt der Stadt ist das Land. Dort hat die Stadt zwar ihre Wurzeln, aber sie ist mehr als nur ein vergrößertes Dorf. Stadt entsteht, „wenn handwerkliche Arbeiten nicht mehr von den Personen verrichtet werden, die auch den Boden bearbeiten, sondern von Personen, die von der Feldarbeit befreit sind und die durch den Überschuss der landwirtschaftlichen Produktion unterhalten werden“.<sup>16</sup> Mit dieser Formulierung aus seinem Standardwerk „Die Geschichte der Stadt“ spricht der Forscher Leonardo Benevolo jenen historischen Augenblick an, der sich vor schätzungsweise 5.000 Jahren wahrscheinlich im Vorderen Orient vollzogen hat.<sup>17</sup> Dort erreichte die Spezialisierung einen entscheidenden Punkt: Das Prinzip „alle machen alles“ wurde aufgegeben zugunsten einer Arbeitsteilung.

Damit beginnt eine neue Entwicklungsdynamik. Im Unterschied zum Dorf ist die Stadt nicht nur größer, sie entwickelt sich schneller. Städtische Netzwerke sind aufgrund ihrer Spezialisierung leistungsfähiger als die der Dörfer; Größe, Arbeitsteilung und damit einhergehende Professionalisierung bewirken einen Kick-off, der Produktion und Handel neue Möglichkeiten eröffnet. Die Entwicklung in den Städten gewinnt an Tempo und Dynamik und sie folgt anderen Kriterien als die der Dörfer auf dem Land. Während dort die Jahreszeiten einen regelmäßig wiederkehrenden Zyklus mit Höhepunkten und Ruhezeiten vorgeben, gewinnen in der Stadt wirtschaftliche und politische, gelegentlich auch kulturelle, sich zunehmend vom Jahresablauf lösende Faktoren an Bedeutung.

Städte machen neue Planungs- und Organisationsformen erforderlich und dies bewirkt wiederum eine Differenzierung der Gesellschaft in zwei Richtungen. Horizontal entstehen nebeneinander verschiedene Bereiche vom Bauer über das Handwerk bis zum Handel. Vertikal bilden sich im Prinzip zwei soziale Gruppen heraus. War zuvor der Chef eines Dorfes der „Erste unter Gleichen“, so entstehen nun deutliche Gegensätze zwischen „Führern“ und „Geführten“. Komplexe und differenzierte Spezialisierung und Funktionalisierung sind die Schlüsselbegriffe, die die Stadt im Unterschied zum Land nun charakterisieren. Verbesserte Produkte und Dienstleistungen sind das Ergebnis dieser Neuformierung, die wiederum der Landwirtschaft Ertragssteigerungen ermöglichen. Die Gesellschaft wird fähig, „ihre Entwicklungen im Voraus zu planen“<sup>18</sup> und dieser Sprung entfesselt eine Dynamik, die bis heute nicht abgeschlossen ist. Das macht die sich ständig wandelnde Stadt fortan zum Motor und Träger von Innovationen und Entwicklungen – von nun dominiert die Stadt das Land.

### **Raum – Zeit**

Ob eine Stadt am Meer oder an einem Fluss, in einem waldreichen Gebiet oder inmitten fruchtbarer Ebenen, am Fuß eines Passes, an einer Kreuzung wichtiger Verkehrswege oder in einem politisch-strategisch wichtigen Gebiet liegt, ihre Lage prägt immer die Entwicklung mit. Der Standort, fast immer bewusst von den Gründern gewählt, definiert zumindest in den Anfangsjahren ihre Möglichkeiten und bestimmt neben anderen Faktoren, ob sich eine Stadt zum Beispiel zum Kreuzungsort wichtiger Verkehrswege entwickeln kann.

Auch politisch kann die Lage einer Stadt bedeutsam werden. Liegt eine Stadt etwa im Einzugsbereich mehrerer Mächte, kann sie zum Gegenstand und Streitfall von

Politik werden und mehrfach die Zugehörigkeit zu einem Land wechseln, wie Straßburg, oder geteilt, gar aufgeteilt werden wie Jerusalem oder Berlin. Auch Randlagen können entstehen und eine Stadt prägen wie im Fall von Königsberg. Lage kann jenseits ökonomischer Faktoren schließlich dann politisch wirksam werden, wenn sich Machtkonstellationen verschieben oder neu bilden. Die durch Grenzverschiebungen nach dem Ersten Weltkrieg entstandene „Freie Stadt Danzig“ war so ein Fall.

Eng verknüpft mit dem Faktor Lage oder Raum ist die Zeit. Schon kurz nach einer Stadtgründung können sich durch diesen Akt oder andere einschneidende Erfahrungen Traditionen herausbilden, die das Verhalten einer Stadtbevölkerung beeinflussen. In einigen Fällen nutzen heute Städte solche meist zu Mythen geronnenen Erfahrungen, um das Selbstverständnis zu stützen oder profan durch entsprechende Vermarktung den Tourismus anzukurbeln wie die Stadt Hameln mit ihrem „Rattenfänger“. Der Erfahrungsschatz, auf den eine Stadt in ihrem aktuellen Handeln zurückgreifen kann, oder der sie in einer Außensicht als Plattform für Bewegungen, die sich einer Tradition bedienen wollen, attraktiv macht, kann Potenzial und Hemmnis zugleich sein. Städte können an ihrer Geschichte regelrecht ersticken und zum Museum ihrer selbst erstarren wie Venedig oder Siena. Die Geschichte kann aber auch zum Motor werden und die Bevölkerung einer Stadt, gar eines ganzen Landes zu einer außergewöhnlichen Identifizierung und entsprechenden Handlungen motivieren. Der Wiederaufbau der im Zweiten Weltkrieg durch Deutschland zerstörten Altstadt von Warschau oder die Rückbesinnung der Stadt Sankt Petersburg auf ihre russischen Wurzeln ist so ein bemerkenswerter Fall.

Geschichte ist wie die Lage mit jeder Stadt verknüpft und zählt zu den Basisdaten ihres individuellen Koordinatensystems. Die damit verbundenen Potenziale und Herausforderungen können vergessen werden, doch sie bleiben abrufbar. Ob, wann und wie sie wirksam werden, ist kaum erforscht, eine Theorie steht jedenfalls nicht zur Verfügung, allenfalls die Vermutung, dass dies abhängt von den Umständen.

### **Regional – überregional**

Städte sind im Unterschied zum Dorf, für das stets die engere Umgebung die entscheidende Bezugsgröße ist, überregional orientiert. Sie erzeugen Mehrwert und Überschuss – in der Produktion und im Handel, in der Politik und in der Verwaltung, in der Kultur und in der Kunst. Auf Märkten wird der Überschuss angeboten und gehandelt, im besten Fall entstehen Netzwerke oder Cluster,<sup>19</sup> die einen einmal er-

reichten Erfolg reproduzieren und die abstrahlen ins Land. Dorthin oder in andere Regionen werden Produkte und Ideen exportiert. Vor allem diese Funktion als überregionales Zentrum ist ein zentrales Merkmal der Stadt, das ihre Stellung gegenüber dem Land stärkt und festigt.

Auch zwischen den Städten bilden sich Beziehungsgeflechte und Rangordnungen. Von den griechischen und später den italienischen Stadtstaatensystemen über die Hanse bis zu den Global Cities haben sich immer wieder neue Beziehungssysteme etabliert, in denen Städte in der Regel ökonomisch oder militärisch motivierte Schlüsselstellungen einnahmen, sich gegenseitig bekämpften oder miteinander verbündeten. Spezialisierung und Mehrwert sind Schlüsselbegriffe in diesem Verständnis von Stadt:

- Spezialisierung meint die für Städte typische Konzentration auf die Vermehrung von Kenntnissen sowie von Produktions- und Vertriebsmöglichkeiten von Gütern und Dienstleistungen aller Art. Dies gilt sowohl gegenüber dem Land als auch in der Beziehung zu anderen Städten, die sich wiederum ihrerseits spezialisieren, etwa auf bestimmte Formen von Produktion oder Handel, auf das Angebot von Finanzen und Kultur usw.
- Mehrwert meint jenen Überschuss, den Städte durch ihre Spezialisierung zu erzeugen in Lage sind und der auf das Land oder in andere Städte abstrahlt. Wie die Spezialisierung können Überschüsse alle Felder betreffen von der Politik und Verwaltung über die Produktion, Dienstleistungen und Handel bis zur Kultur und Kunst.

Worauf immer die Spezialisierung ausgerichtet ist und wie immer der Überschuss – oder dessen Gegenstück: das Defizit – aussehen, beides zählt zu den Grundeigenschaften, die eine Stadt ausmachen.

### **Stetigkeit – Wandel**

Starke, zudem reiche Städte wecken Begehrlichkeiten, sie sind verwundbar. Die Sicherung der Existenz zählt von Beginn an zu den Kernaufgaben jeder Stadtgesellschaft. Stets ging es darum, eine einmal erreichte Stellung langfristig zu erhalten, besser noch auszubauen. Dutzende von Formen wurden seitdem entwickelt, Sicherheit zu gewährleisten, nach innen durch geschriebene und ungeschriebene Gesetze, Verordnungen und Regeln aller Art, nach außen durch Festungsanlagen und durch militärische Allianzen, durch weit verzweigte Handelsbündnisse oder die Integration in größere Einheiten wie etwa den Nationalstaat.

Ihre Flexibilität und Fähigkeit, auf immer neue Herausforderungen neue Lösungen zu finden, erklärt die bemerkenswerte Dauerhaftigkeit der Existenz von Städten. Es gibt Städte, die tausend, zweitausend und mehr Jahre alt sind und nach wie vor bestehen. Städte überlebten Kaiser und Könige, Despoten und Tyrannen, Staatsformen aller Art, Konflikte und Kriege. Selbst Versuche der Auslöschung wie der Abwurf von Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 oder Terrorangriffe ins Herz städtischen Selbstverständnisses – wie der jener Terroristen, die am 11. September 2001 Verkehrsflugzeuge in die Doppeltürme des World Trade Center von New York City steuerten und diese zum Einsturz brachten, wobei Tausende starben – haben die erwähnten Städte überlebt. Städte, die tatsächlich vernichtet wurden, untergingen oder die die Bevölkerung aufgab sind die Ausnahme, wurden zum Mythos wie Katargo, Ankor Wat oder Guernica.<sup>20</sup> In der Regel erweisen sich Städte als haltbar. Evolutionär, manchmal revolutionär, sind sie dazu in der Lage neue Entwicklungen aufzunehmen, sich ihnen anzupassen oder sie selbst zu kreieren.

Die Doppelleienschaft von Dauerhaftigkeit und Fähigkeit zum Wandel hat die Stadt zum entscheidenden Träger geschichtlicher Entwicklungen werden lassen. Im Falle Europas ist die Geschichte der Städte sogar weit gehend identisch mit der Geschichte des Kontinents. „Die Städte Europas entstehen zusammen mit Europa, und in gewisser Weise sind sie es, die Europa erst hervorbringen. Sie sind eine – vielleicht die hauptsächliche – Ursache, dass Europa sich als eine historische Einheit zu erkennen gibt.“<sup>21</sup>

### **Multidimensionalität – Vielfalt**

Größe und Arbeitsteilung, Dynamik und Tempo, Lage und Geschichte, überregionale Orientierung und Spezialisierung, Stetigkeit und Wandel sind zentrale Faktoren, die Stadt definieren. Gängige Wörterbücher nennen weitere Aspekte:

- Vielfalt
- Unterscheidung von privater und öffentlicher Sphäre
- der Lebensinhalt wird in der Regel mit nichtlandwirtschaftlicher Arbeit verdient
- die Einkaufsstätten decken den größten Teil des Bedarfs
- die Produktionsstätten arbeiten überwiegend für den auswärtigen Bedarf
- Dienst-, Handels-, Vermittlungs- und öffentliche Leistungen werden nicht nur von der städtischen Bevölkerung in Anspruch genommen



- ein Verkehrsnetz verbindet Wohn- und Arbeitsstätten und ermöglicht eine hohe Mobilität
- Wohn- und Arbeitsstätten sind in der Regel getrennt
- die Bevölkerung lebt zunehmend als Singles oder in der Zwei-Generationen-Familie
- eine rationale Lebenseinstellung überwiegt<sup>22</sup>

All diese Merkmale leiten sich aus den Grundmerkmalen Größe und Arbeitsteilung ab und daraus rekrutiert sich jenes Grundrepertoire von Merkmalen, das sich seit der Herausbildung von Städten ständig neu erfindet: Mit der antiken Polis und dem System der griechischen Stadtstaaten, allen voran Athen, erlebt die Stadt eine erste, in größerem Umfang überlieferte Blüte, entwickelt sich über die römische, ein Weltreich tragende Form weiter, bringt das Modell der italienischen Seestädte hervor mit Venedig, Pisa und Genua an der Spitze, konkurriert um ganze Landstriche wie Florenz und Siena, entwickelt später die mächtige mittelalterliche Stadt wie Köln, Paris, London, Prag und viele andere, bringt neue Varianten hervor, etwa in Asien, wo mit Ankor Wat einer der ungewöhnlichsten Stadtentwürfe entsteht, in Südamerika, wo in der Hauptstadt des Aztekenreiches Tenochtitlán im 15. Jahrhundert über 300.000 Menschen leben, erlebt in Afrika mit Benin eine außergewöhnliche Hochkultur, mutiert im 19. Jahrhundert zur Industriestadt mit Manchester als sprichwörtlicher Blaupause, bringt im 20. Jahrhundert die amerikanische Großstadt mit New York City als bis heute berühmtester Vertreterin hervor und entwickelt in der Gegenwart schließlich gigantische Agglomerationen wie Tokio, Mexiko City oder Bombay.

Heute dominiert die Lebensform Stadt den Globus. Allein in den 20 größten Städten des Jahres 2000 – mit ihren jeweils zwischen 11 und 35 Millionen Einwohnern – leben weitaus mehr Menschen als im Jahr Null auf der gesamten Erdkugel.<sup>23</sup> Diese Megacitys sind inzwischen so groß und unüberschaubar, dass sich selbst die Einwohnerzahlen nur noch mehr oder minder genau schätzen lassen, sie entziehen sich zunehmend jeglicher Steuerbarkeit und Planung.

**Dichte Beschreibung I**

Der Band "Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme" des Ethnologen Clifford Geertz erschien erstmals 1983 in deutscher Sprache. Insbesondere der erste Beitrag des Buches entfaltet seitdem eine einflussreiche Wirkungsgeschichte.



## Planung – Planlosigkeit

Mit der Planung ist ein von Beginn an mit der Stadt verbundener Schlüsselbegriff angesprochen. Jede Stadt ist ein Versprechen für die Zukunft. Wer immer Stadt gestaltet, seine Sicht und Analyse der Gegenwart und Vergangenheit bestimmt die Zukunft. Damit rückt das Thema Planung in den Fokus und zwar in allen Dimensionen von der übergreifenden Stadtplanung bis zu Details der Verkehrsplanung. Der Planungs-begriff kann sich auf alle Bereiche erstrecken, selbst auf die Vergangenheit, wenn etwa zu entscheiden ist, was in Archiven, Bibliotheken, Gedenkstätten und Museen für die nächsten Generationen aufbewahrt und wie es ihnen vermittelt wird.<sup>24</sup>

Zwei Disziplinen haben sich im 19. und 20. Jahrhundert besonders intensiv mit der Analyse und Planung von Stadt befasst: die Soziologie und vor allem die Stadtplanung. Ihre im Kern gar nicht so unähnlichen Sichten auf die Stadt beeinflussen das Stadtverständnis bis heute maßgeblich. Exemplarisch wird das an zwei Äußerungen deutlich:

Der Soziologe Max Weber definiert als Kernmerkmal einer Stadt „das Bestehen eines nicht nur gelegentlichen, sondern regelmäßigen Güteraustausches am Ort der Siedlung, als wesentlicher Bestandteil des Erwerbs und der Bedarfsdeckung der Siedlung: eines Marktes“.<sup>25</sup> Eine zugespitzte Definition des Architekten Le Corbusier geht in eine ähnliche Richtung: „Die Stadt ist ein Mittelpunkt intensiven Lebens, intensiver Arbeit.“<sup>26</sup>

Arbeit, also Produktion, Handwerk, Handel, Dienstleistungen und alles weitere, was sich unter dem Begriff Wirtschaft zusammenfassen lässt, sowie Leben, und damit Wohnen und Freizeit, werden als Kernfunktionen definiert. Voneinander getrennt bilden sie für sich stehende Bereiche, die wiederum durch Verkehrswege verbunden werden müssen. Die Stadt wird funktional gesehen, entsprechend interpretiert und gestaltet. Alles zusammen ein maßgeschneidertes Betätigungsfeld für Stadtplaner, Architekten und Soziologen.

Ihre theoretische Fundierung erfuhr die funktionelle Stadt 1928. Auf Anregung Le Corbusiers trafen sich Architekten aus fast allen Ländern Europas, um gemeinsam Grundlagen für das moderne Bauen und den neuzeitlichen Städtebau zu erarbeiten. Der von ihnen gegründete Congrès Internationaux d'Architecture Moderne, CIAM, veranstaltete bis 1956 zehn internationale Kongresse, bevor er sich 1959 auflöste. Legendär wurde der 1933 in Athen veranstaltete CIAM IV. Er verabschiedete mit der „Charta von Athen“ eine programmatische Schrift, die zu einer der einflussreichsten städtebaulichen Deklarationen des 20. Jahrhunderts avancierte. Der bis

dahin für die Sicht auf die Stadt wichtige gesellschaftskritische Ansatz trat zurück zugunsten einer funktionalen Stadtplanung. Entscheidend sind zwei Thesen:

- „These 77: Die Schlüssel zum Städtebau liegen in folgenden 4 Funktionen: wohnen, arbeiten, sich erholen (in der Freizeit), sich bewegen.“
- „These 78: Die Planungen werden die Struktur eines jeden den vier Schlüsselfunktionen zugewiesenen Viertels bestimmen und die entsprechenden Standorte innerhalb des Ganzen festsetzen.“<sup>27</sup>

Diese Fokussierung auf die Stadtplanung wurde zum prägenden Denkmuster, um die Probleme der Städte in den Griff zu bekommen. Industrielle und postindustrielle Ökonomie, selbstverständlich der Verkehr, soziale Verwerfungen, selbst kulturelle Aufgaben wurden als Fragen verstanden, die eine richtige Planung beantworten kann.<sup>28</sup>

Neuere theoretische Ansätzen, wie die Vision des deutschen Stadtplaners Dieter Hoffmann-Axthelm „Die dritte Stadt“<sup>29</sup> oder Saskia Sassens „Global Cities“<sup>30</sup> stehen durchaus in dieser Tradition, wenngleich mit kritischem Blick. Während Hoffmann-Axthelm einen neuen Gründungsvertrag für die postindustrielle Stadt vorschlägt und empfiehlt, am Zuschnitt und an der Nutzung städtischen Bodens anzusetzen, entwickelt Saskia Sassen ein modernes Ranking, das vor allem die überregionale Steuerungsgewalt einer Stadt thematisiert. Ein dritter bemerkenswerter Ansatz stammt von dem amerikanischen Soziologen Richard Sennet. Er betont die Vielfalt städtischen Lebens und steht damit in einer Linie von Interpretationen, die, beginnend mit Georg Simmels Aufsatz „Die Großstädte und das Geistesleben“<sup>31</sup> bis zu Pierre Bourdieus berühmter Studie „Die feinen Unterschiede“<sup>32</sup> sowie seinen zahllosen Nachfolgern unterschiedliche Milieus von Städten erkundeten.

Drei typische Ansätze, die das aktuelle Spektrum von Stadtanalysen repräsentieren. So vielfältig die aktuellen Methoden sind, eines verbindet die scharfsinnigen und klugen Analysen – ihre auffällige Distanz zur Politik. Das ist bemerkenswert, denn ohne einen politischen Ansatz ist die Umsetzung der Ideen in politische Programme kaum vorstellbar. Am nächsten steht der Politik noch Hoffmann-Axthelm, der in den neunziger Jahren vielfältig an der Formulierung und Umsetzung der Stadtplanung in Berlin, etwa am Stadtforum oder am Planwerk Innenstadt, beteiligt war und einigen Einfluss ausgeübt hat. Sein Buch allerdings wirkt wie ein trotzig-traumtänzerischer Befreiungsschlag von den mühevollen Ebenen des politischen Alltags. Die Idee von einem neuen Gründungsvertrag ist angesichts der politischen Realitäten ebenso faszinierend wie naiv. So leidenschaftlich vorgetragen Hoffmann-Axthelms Ansätze auch sind, sie bleiben seltsam theoretisch und praxisfremd.

Dem Zeitgeist weitaus näher ist Saskia Sassen. Mit kühler Distanz überträgt sie den Trend der Globalisierung auf die Städte und diagnostiziert, dass sich eine neue Geographie von Zentralität und Marginalität entwickelt habe. „Global Cities entwickeln sich zu Orten, an denen sich die wirtschaftliche Macht in ungeheuerem Maß konzentriert, während andere Städte, die einst wichtige Industriestandorte waren, sich weitgehend im Niedergang befinden.“<sup>33</sup> Die über den Ort hinausweisende, überregionale, in diesem Fall globale ökonomische Bedeutung oder Prägekraft einer Stadt wird zum Hauptkriterium für ihre Beschreibung und Bewertung. Insofern reagiert der Ansatz auf einen allgemeinen Paradigmenwechsel und seine Folgen für die Stadt.<sup>34</sup> Die Ökonomie übernimmt seit den neunziger Jahren die Leitfunktion bei der Definition städtischer Funktionen und Bedürfnisse und angesichts der Tatsache, dass zahlreiche Städte sich lange Zeit wenig um ihre Ökonomie gekümmert haben, ist es sicher richtig, diesen Aspekt ernst zu nehmen. Doch so sinnvoll eine angemessene Konzentration auf diesen Aspekt ist, das Heil, an dem Städte künftig genesen sollen, ausschließlich in einer effektiven Wirtschaft zu sehen, führt wahrscheinlich zu ebenso fahrlässigen Kurzschlüssen wie die Verengung des Blicks auf die „funktionelle Stadt“ die Urbanität zerstört und erheblich zur „Unwirtlichkeit der Städte“<sup>35</sup> beigetragen hat. Eindrucksvoll, streitbar, auch faszinierend an Sassens Ansatz ist der verführerische Versuch, ein System zu finden, das es ermöglicht, Städte global zu bewerten und entsprechende Rankings aufzustellen. Ein politisches Programm erwächst daraus immerhin indirekt, denn der Ansatz erlaubt es Städten, sich selbst in dieses Ranking einzuordnen und, falls das Ergebnis zu düster ausfällt, an den entsprechenden Stellschrauben zu drehen.

Richard Sennets „Civitas“ schließlich ist ein Essay von streckenweise großer literarischer Kraft. Was aber die Anerkennung einer „Kultur des Unterschieds“ praktisch und politisch bedeuten soll, bleibt vage und subjektiv. Sennets Strukturanalyse betont die Notwendigkeit einer Anerkennung der Vielfalt städtischer Lebenswelten und verbindet sie mit dem Plädoyer für eine moderne „Civitas“<sup>36</sup> – doch was folgt daraus? Subventionen? Sozialarbeit? Gar eine Revitalisierung sozialer Stadtprogramme, wie sie in den siebziger Jahren international praktiziert wurden, wenngleich in unterschiedlicher Ausprägung und Intensität?<sup>37</sup> Wer wollte, könnte das angesichts der heutigen Erwartungen von allen Seiten finanzieren?

Diese Bemerkungen sind falsch zu verstehen als Kritik an den genannten Autoren, denn politische Analysen und Handlungsprogramme vorzulegen, war in keinem der genannten Fälle der Anspruch. Auffällig und für die aktuelle Literatur typisch bleibt, dass die Autoren die Politik als Chance für die Umsetzung ihrer Ideen nicht ernst-

haft in Erwägung ziehen. Und auf der Gegenseite ist kaum festzustellen, dass die Politik ihrerseits die Erkenntnisse wissenschaftlicher Analysen aufgreift. Gelegentlich vom Staat beauftragte Studien, wie z. B. die Berlin-Studie von 2001<sup>38</sup>, bestätigen diese Diagnose eher, denn sie zu widerlegen. Allenfalls Schlagwörter finden gelegentlich Eingang in das Vokabular von Politikern. Die Sprachlosigkeit scheint auf Gegenseitigkeit zu beruhen. So bleibt bei der Wissenschaft, ohne dass dies direkt ausgesprochen wird, die Vorstellung, in irgendeine Form von Planung würden die Ideen schon einfließen. Planung als Heilmittel für alles. Doch was ist Planung?

In einem allgemeinen Verständnis meint das Wort die „Vorbereitung zukünftigen Handelns auf der Grundlage von Informationsgewinnung und -verarbeitung über Entwicklung und gegenwärtigen Zustand des Planungsobjektes“.<sup>39</sup> Auf dieser Vorstellung hat sich ein umfangreiches, regional unterschiedliches Planungsregelwerk mit einer Vielzahl von Einzelaspekten entwickelt. In der Bundesrepublik ist die Planung an das Grundrecht gebunden. Alle planungsrelevanten und abgeleiteten Rechtssätze basieren auf dem Grundgesetz und der Menschenrechtskonvention mit dem Recht auf Leben und auf körperliche Unversehrtheit als wichtigsten Normen. Sie dienen letztlich dem Schutz des Lebens. „Sämtliche Planungen haben sich diesem obersten Gebot unterzuordnen, wie es z. B. im Bauordnungsrecht durch den Vorrang der Sicherheits- und Gesundheitsanforderungen vor allen übrigen, z. B. denen der Wirtschaftlichkeit oder der Ästhetik, durchgängig gegeben und für jedermann offensichtlich nachvollziehbar ist.“<sup>40</sup> Darauf aufbauend haben sich eine selbst für Experten kaum noch überschaubare Zahl von Gesetzen, Verordnungen und Verfahren entwickelt, die alle Bereiche auf allen Ebenen – Bund, Land, Region, Landkreise, Stadt, Gemeinde – durchdringen und regeln.

Dennoch haben selbst beste Vorsätze und Planungen die Probleme von Städten nicht gelöst, im Gegenteil. Die enge Fokussierung auf einen an Verfahrensfragen orientierten Planungsbegriff birgt die Gefahr der Verselbständigung, schafft mit seinen Übersichten, Tabellen, Detail- und Zeitplänen einen Verwaltungsbedarf und -aufwand, der leicht die Ziele aus dem Blick geraten lässt. Auch die große Hoffnung, mit neuen Regeln eine umfassende Bürgerbeteiligung zu erzielen, hat im einen oder anderen Fall beachtliches Engagement erbracht und eine über die engere Fachwelt hinausreichende Resonanz erzielt wie das Stadtforum in den neunziger Jahren in Berlin; ein spürbarer Qualitätssprung in den Entscheidungen ist aber nicht erkennbar. Fast scheint es so, als ob riesige Planungsapparate in ihrer schematischen Routine bewegten Stillstand erzeugen, der die Freiräume frisst.

Planlosigkeit ist natürlich nicht die Alternative. In zahlreichen Städten ist sie Alltag und seine fatalen Folgen können besichtigt werden. Helfen könnte ein neuer Blickwinkel, der Stadt vielfältiger begreift. In dieser Hinsicht bieten die genannten Ansätze von Hoffmann-Axthelm, Sassen und Sennet reichlich Stoff. Bemerkenswert an ihnen ist, dass sie nach der langen Dominanz von Architektur und klassischer Stadtplanung in ersten Schritten jene Dimension zurückerobern, die Aristoteles in den Mittelpunkt seiner Überlegungen gestellt hat: „Teilnahme und Mitgliedschaft“. Sie pointieren Stadt als eine Form des Zusammenlebens mit dem Ziel, gemeinsam mehr zu erreichen, als einzeln. Die Stadtbevölkerung gerät neu ins Blickfeld. Das schließt den Stadtraum, die Ökonomie, die urbane Vielfalt<sup>41</sup> und selbstverständlich Planungen aller Arten für alle Bereiche ein – und geht doch weit darüber hinaus. Wie Plätze und Gebäude angeordnet sind und welchem architektonischen Stil sie folgen, ist so gesehen eine eher nachrangige Frage. Mit der von Aristoteles betonten Teilnahme und Mitgliedschaft rückt der Begriff der Politik in den Mittelpunkt seines Verständnisses von Stadt. Der Philosoph Dolf Sternberger formuliert dies noch deutlicher: „Politik bedeutet im Ursprung nichts anderes als die Gesamtheit alles dessen, was die Stadt betrifft.“<sup>42</sup> Die Stadt in ihrer Gesamtheit – nicht nur ihre Teilaspekte – gewinnt dadurch neu an Bedeutung.

Das ist auf den ersten Blick keine bequeme Erkenntnis und im Geiste erscheinen einem schon die Verwalter der zahllosen Einzelbudgets, die nickend den Finger heben und die Aufstockung ihrer Etats einfordern. Wenn die Anerkennung der Vielfalt dazu führt – und in der Regel führt sie dazu – die Budgets weiterhin wie mit einer staatlichen Kanne über der Stadtgesellschaft auszugießen, versickern sie wie bisher wirkungslos im Dickicht. Berlin ist dafür ein besonders eklatantes Beispiel. Das Wissen um Vielfalt und um die wachsende Wirkungslosigkeit klassischer, etatistischer Planungsverfahren bedeutet im Gegenteil für eine Stadtgesellschaft, ihre Leitung eingeschlossen, die Herausforderung, klare Prioritäten zu setzen und Beschlüsse tatsächlich auch umzusetzen. Das ist jenseits aktueller Problemerkataloge<sup>43</sup> die vielleicht wichtigste Aufgabe der Gegenwart.

Wie solch scheinbar paradoxe Aussagen handhabbar gemacht werden können, erläutert Karl R. Popper in seinem Entwurf „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“.<sup>44</sup> Er unterscheidet zwischen zwei „Sozialtechniken“ zur Lösung politischer Fragestellungen:

„Die Platonische Methode ... kann man die Methode des Planens im großen Stil, die utopische Sozialtechnik, die utopische Technik des Umbaus der Gesellschaftsordnung oder die Technik der Ganzheitsplanung nennen.“<sup>45</sup>

Ihr gegenüber steht „eine andere Art von Sozialtechnik ... , die man die von Fall zu Fall angewendete Sozialtechnik, die Sozialtechnik der Einzelprobleme, die Technik des schrittweisen Umbaus der Gesellschaft oder die Sozialtechnik der kleinen Schritte nennen könnte.“<sup>46</sup>

Aus dieser Analyse spricht die Erfahrung, dass die einseitige Verkürzung von Vielfalt – in diesem Fall der Stadt – auf einen oder wenige Aspekte stets in die Sackgasse geführt hat. Städte sind per se multifunktional und ihren Problemen ist weder rein ökonomisch noch rein stadtplanerisch beizukommen. In den Worten von Lewis Mumford, der eines der eindrucksvollsten Bücher über die Stadt geschrieben hat: „Die wichtigste Funktion der Stadt besteht darin, Macht in Form zu verwandeln, Energie in Kultur, tote Materie in lebendige Kunstwerke, biologische Vermehrung in gesellschaftliche Schöpferkraft. ... Der endgültige Auftrag der Stadt besteht darin, des Menschen bewusste Teilnahme am Fortgang von Kosmos und Geschichte zu fördern. Mittels ihrer komplexen und dauerhaften Struktur steigert die Stadt die Gabe des Menschen beträchtlich, diesen Fortgang zu deuten und auf aktive, gestaltende Weise an ihm teilzunehmen. ... Solche Steigerung aller Dimensionen des Lebens durch gemeinsame Empfindungen, vernünftigen Umgang, technische Meisterschaft und vor allem durch dramatische Darstellung ist der großartigste Auftrag der Stadt in der Geschichte gewesen. Sie bleibt auch der Hauptgrund für ihr Fortbestehen.“<sup>47</sup>

### **Die Stadt Berlin**

All die beschriebenen Merkmale zeigen sich auch in Berlin: Das beginnt mit der Lage. Wie unvermittelt wächst Berlin aus dem Boden. „Die Stadt“, schreibt der Philosoph Ernst Bloch in seinem bildkräftigen Essay „Berlin aus der Landschaft gesehen“ von 1932, „scheint in dem öden Land völlig frisch und unverbunden zu beginnen.“<sup>48</sup> Das ist heute noch so. Während fast alle Großstädte in das Land hineinwuchern und moderne Agglomerationen nur nach langer Kenntnis Profil gewinnen und differenziert werden können, erscheint Berlin wie aus dem Nichts mit einer scharfen, klar konturierten Stadtkante.

Jenen berühmten Gürtel mehr oder minder gut situierter Ortschaften, die im Einzugskreis einer Stadt bestehen und ihr Hinterland bilden, gibt es hier nur in kargen Ansätzen. Winzige, halbverlassene märkische Flecken, ein halbes Dutzend mehr oder minder verschlafener Kleinstädte und mit Cottbus und Potsdam zwei Orte, die mit knapp über 100.000 Einwohnern das statistische Kriterium Großstadt eben noch erfüllen, das ist im Umkreis von über hundert Kilometern fast alles. Nur in



wenigen Regionen Europas ist der Kontrast zwischen Stadt und Land so markant erlebbar. Auch das sprichwörtlich gewordene „Berliner Tempo“ unterscheidet sich deutlich vom Umland und vom Rest der Bundesrepublik. Schon die im Unterschied zu Hamburg und München deutlich kurzatmigere Taktung der Ampeln vermittelt das sofort.

Die Lage Berlins war von Beginn an ein wichtiger, die Stadtentwicklung prägender Faktor. Von den Stadtgründern als strategischer Standort im umstrittenen Grenzland bewusst gewählt, gelang es in einem Coup, anderen Orten Handelswege abspenstig zu machen, über Berlin umzuleiten und die Stadt unter dem Primat der Politik als regional, bald überregional wichtigen Wirtschaftsstandort zu etablieren. In Grenz- und Randlagen fand sich Berlin immer wieder. Meistens orientierte sich der Blick an der West-Ost-Richtung und stets suchte die Stadt ihren Standort in der Region und in Europa. Dieser Prozess ist bis heute nicht abgeschlossen.

Mit rund 3,5 Millionen Einwohnern, im Ballungsraum etwa 4,2 Millionen, steht Berlin im aktuellen Ranking der derzeit 405 Millionenstädte auf Platz 68.<sup>49</sup> Im Nordosten Europas ist Berlin die mit Abstand größte Metropole, ohne dass die Stadt aktuell ihren Standort überzeugend reflektiert und in ein Politikkonzept umgesetzt hätte. Auch das ist einer der Gründe, weshalb Berlin nur in der Politik und mit Abstrichen in der Kultur überregionale Bedeutung erreicht. Die Stadt ist aktuell vor allem durch die Hauptstadtfunktion für die Bundesrepublik definiert. Auch in der Kultur strahlt die Stadt überregionale Kreativität aus, während die Berliner Wirtschaft nicht annähernd Mittelmaß erreicht. Der für Städte typische „Überschuss“ wird also produziert, ihn gilt es im Laufe der Reise unter die Lupe zu nehmen und ebenso zu bestimmen wie die Defizite. Eine Spezialisierung ist gleichfalls nur in der Politik und in der Kultur zu erkennen, wobei die Rolle der Stadt als Plattform für zahlreiche Jugendbewegungen die vielleicht größte internationale Strahlkraft besitzt. Eine Global City jedenfalls ist Berlin zweifelsohne nicht. Dazu ist ihre ökonomische Substanz vorerst viel zu gering.

In Sachen Stetigkeit und Wandel ist das etwa 800 Jahre alte Berlin ein Musterbeispiel für Überlebensfähigkeit. Dass die Machtzentrale einer der mörderischsten und kriegerischsten Ideologien des 20. Jahrhunderts, des Nationalsozialismus, anschließend gespalten und besetzt, unter den Bedingungen des Atomzeitalters überlebt hat, gehört zu den Wundern der Gegenwart. Berlin ist eine Meisterin des Wandels, auch das steht ebenso im Fokus dieser Reise wie die sich immer wieder neu ausdifferenzierende Multidimensionalität und Vielfalt, die das Leben der Stadtgesellschaft Berlin zu verschiedenen Zeiten kennzeichnete.

Eine Sonderstellung hat die Stadt im Hinblick auf Städteplanung und Architektur. Immer wieder wurde Berlin als Plattform für Planungen aller Art genutzt. Nach der Vereinigung avancierte Berlin zur Großbaustelle und die Ergebnisse, wie immer bewertet, gleichen einer Leistungsschau aktueller internationaler Architekturströmungen. Eine klassische „funktionelle Stadt“, wie sie ohne Zahl nach dem Zweiten Weltkrieg aus den alten Industriestädten entstanden, ist Berlin nur in geringem Umfang. Die Teilung verhinderte dies und früher als andernorts besannen sich die Stadtplaner, wenn auch eher aus Not denn aus Überzeugung, auf die alte Substanz.

Das aristotelische Grundbedürfnis, „gut und richtig zu leben“, hat sich in Berlin zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichem Maß für seine Bürger erfüllt. Die Bewertung dieses Faktors ist abhängig vom Blickwinkel. Für die Gründungsväter hat sich ihr Investment erstaunlich rasch ausgezahlt und es entstand in kurzer Zeit ein vergleichsweise wohlhabendes Gemeinwesen. Die Bilanz Brandenburgs und später Preußens ist zwiespältiger, aber keineswegs durchweg negativ. Im Kaiserreich bietet die Stadt angesichts der autoritären Rahmenbedingungen bemerkenswerte Spielräume und die Befreiung aus dem Obrigkeitsstaat war wiederum für viele Berliner, trotz der großen Möglichkeiten, mit neuen Ängsten und Nöten verbunden. Der Nationalsozialismus war in dieser Hinsicht ein Tiefpunkt ohne Vergleich. Aber selbst hier fällt auf, dass es erstaunliche, deutlich über dem Reichsdurchschnitt liegende Möglichkeiten gab zu überleben. Der doppelte Käfig der Teilung schließlich bot den in Berlin lebenden Menschen im Rahmen der Möglichkeiten die bis zur Vereinigung besten – in Ost-Berlin allerdings deutlich eingeschränkten – Möglichkeiten, „gut und richtig“ zu leben. Die Erkundung dessen, was die Stadt schließlich seitdem aus ihren neuen Chancen gemacht hat, ist auch Thema der Reise.

Auffällig ist schon bei einer ersten Durchsicht, dass Berlins Geschichte und Gegenwart mit ihren Möglichkeiten für die Stadtbevölkerung eng mit der Politik verknüpft sind. Das Wie und das Warum herauszufinden, ist schließlich Hauptzweck der Reise.

## 2.2. Dimensionen

### Polity, Politics, Policy

Stadt ohne Politik ist nicht denkbar. Ursprünglich leitet sich das Wort Politik aus dem klassisch-griechischen Begriff „Polis“ – Stadt – ab. In fast allen europäischen Sprachen kommt das Wort vor und erscheint, nach einer Definition von Dolf Sternberger, „bald als das Einigende, bald als das Trennende, bald als Muster und Mittel der Eintracht, bald als Grund und Methode der Zwietracht, bald als Inbegriff des Friedens, bald als Geist des Krieges. Ist es der Konflikt der Interessen der Mächte, Glaubenshaltungen und Willensregungen, was das Politische in seinem eigentümlichen Wesen kennzeichnet? Oder ist es vielmehr der Ausgleich, der Kompromiss, der Vertrag, die gemeinsame Lebensregel, der Friede? Und umgekehrt gefragt: Sollen wir den Frieden, den Bürger- wie den Völkerfrieden, als die Abschaffung und Überwindung, als die Negation der Politik deuten oder, im Gegenteil, gerade als ihre Vollendung?“<sup>50</sup>

Politik ist ohne Zweifel ein vielschichtiges und schillerndes Vlexierbild. Selbst einfache Lexikondefinitionen machen dies deutlich. Danach meint Politik „alle Maßnahmen, die sich auf die Führung einer Gemeinschaft, eines Staates beziehen“ und „die Methode, Art und Weise, bestimmte eigene Vorstellungen gegen andere Interessen durchzusetzen“.<sup>51</sup> Inhalte, Strukturen und Steuerungsmethoden sowie Akteure sind Kernbegriffe des Politischen, was in der englischen Sprache mit ihrer Unterscheidung von Polity, Politics und Policy deutlicher wird.

#### Polity

Polity meint die formale Dimension von Politik, etwa die Ordnung eines politischen Systems, eine Sammlung von Normen oder ein Geflecht von Institutionen. Verfahrensfragen, Institutionen und Regeln stehen hier im Mittelpunkt des Interesses.<sup>52</sup> Dieses vor allem im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts formulierte Verständnis sieht Begriffe wie Führung, Herrschaft und Hierarchie im Zentrum von Politik.

Ziel dieser Sicht ist die Entwicklung einer Lehre von den Staatszwecken, um die „besten Mittel zu ihrer Verwirklichung“ zu finden.

Eng damit verbunden ist das abstrakt schwer fassbare Begriffspaar Macht und Machtbegrenzung. Erläutert an Beispielen als Ineinandergreifen von Kräften und

Gegenkräften, hilft es jedoch, gesellschaftliche und zwischenstaatliche Vorgänge zu verstehen und zu erklären.

### **Politics**

Politics bezieht sich auf die prozessuale Dimension von Politik und interessiert sich für „die Analyse des konfliktreichen, durch Interessenkonkurrenz geprägten Prozesses der Austragung von Konflikten, der Durchsetzung von Inhalten, Zielen und Interessen“.<sup>53</sup>

Dies ist die sichtbarste Dimension des Politikbegriffes, sie füllt die Zeitungen und Nachrichtensendungen und die meisten Menschen meinen Politics, wenn sie von Politik sprechen. Im Mittelpunkt des Verständnisses steht das Begriffspaar Konflikt und Konsens, verstanden als Motor jeglichen Wandels. Der Blick auf Interessen, Willensbildung sowie Lösungs- und Umsetzungsstrategien betont zugleich das dynamische Moment von Politik.

Ziel dieser Sicht ist es, sich aus der eher statischen Betrachtung der ersten Dimension zu lösen, um Zusammenhänge und Wechselwirkungen zu erkennen.

### **Policy**

Policy meint die inhaltlichen Dimensionen von Politik. Die Policy-Forschung beschäftigt sich in der Regel mit der Umsetzung von Inhalten durch Staaten, Institutionen oder andere Akteure in bestimmten Bereichen wie der Innenpolitik, der Wirtschaftspolitik, der Sozialpolitik, der Wohnungspolitik, der Außenpolitik usw.<sup>54</sup>

Dieses Verständnis verknüpft die technische Betrachtung von Politik mit Inhalten. Die entscheidende Frage lautet: Was soll Politik?

Als Erkenntnisziel steht am Ende die Frage nach der „rechten Ordnung“ oder, modern ausgedrückt, nach den richtigen, zum Ziel führenden Entscheidungen und gerechten Strukturen.

### **Primat der Politik**

Institutionelle Dimensionen, prozessualer Ablauf und normative Inhalte – dieses Begriffsbündel gehört zur Grundausrüstung, die es ermöglicht, Vorgänge als politisch zu identifizieren oder zu beschreiben. Selbstverständlich ist nicht alles in einer Gesellschaft oder in den Beziehungen zwischen Gesellschaften politisch, aber so

gut wie alles kann politisch werden, wenn es mit mindestens einer der drei Dimensionen in Verbindung kommt.

Von Politik zu sprechen, heißt über die Steuerung von Gesellschaften nach innen und außen zu reden. Wenn Güter knapp sind – und sie sind immer knapp –, müssen sie verteilt werden. Konflikte sind unvermeidbar. Wie die Auseinandersetzungen ablaufen, hängt ab vom Konsens – oder Dissens – über die Inhalte, die Zuständigkeiten oder die Formen der Streitregelung. Damit wird ein Anspruch auf Leitung formuliert.

Das mag angesichts des gegenwärtigen Bildes, das Politik bietet, als idealistisch erscheinen,<sup>55</sup> den Anspruch allerdings aufzugeben, bedeutet fatalistisch die Gesellschaften sich selbst zu überlassen mit absehbaren Folgen: Konflikte regeln sich anarchisch, die Bedingungen bestimmt der Stärkere. Die Frage, ob und wie die jeweils aktuelle Politik in der Lage ist, Probleme der Gegenwart zu definieren, Konfliktregelungen zu finden und diese durchzusetzen, beschreibt deshalb ein Kernproblem der Gegenwart.

Insofern ist diese Reise auch ein Versuch, den Primat der Politik am Beispiel Berlins als Herausforderung neu zu begründen und der meist zwiespältig beurteilten Rolle der Stadt in der Vergangenheit eine Ermutigung für die Zukunft abzugewinnen. Zugegeben: Dieses Buch ist der Hoffnung verschrieben, dass Politik die Lösung ist – und nicht das Problem.

### **Die politische Stadt Berlin**

Die Stadt Berlin als politisch zu charakterisieren bedarf der Erklärung. Sie bezieht sich nicht in erster Linie darauf, dass Berlin, wie jede Stadt, eine Stadtregierung hat, die, nach welchen Kriterien auch immer, zu bewertende Entscheidungen trifft. Die These von der politischen Stadt Berlin greift weiter und zielt vor allem auf ein Kernelement der Stadt, ihre überregionale Ausstrahlung. Hier unterscheidet sich Berlin deutlich von anderen Städten:

- Berlin war und ist Gegenstand von Politik. Unterschiedliche, nicht selten gegensätzliche Kräfte nutzten und benutzten die Stadt zur Verwirklichung ihrer politischen Ideen und Interessen. Berlin war bis etwa Mitte des 18. Jahrhunderts Objekt regionaler und ist spätestens seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Objekt nationaler und internationaler Politik. Keine andere Stadt in Europa war so sehr abhängig von politischen Entwicklungen und bekam deren Folgen so unmittelbar zu spüren. Was einzelne Akteure und Gruppen

mit der Stadt vorhatten, beeinflusste wesentlich, manchmal sogar entscheidend regionale, überregionale und internationale Politik.

Berlin als Gegenstand, Objekt oder Hebel zur Durchsetzung von Politik – unter dieser Formel lässt sich diese Dimension zusammenfassen.

- Berlin war und ist mehr als bloß Spielball der Interessen. Die Stadt war und ist Schauplatz, Plattform oder Bühne, von der aus regionale, deutsche, auch internationale Politik beeinflusst oder bestimmt wurde und wird. Was für die Kultur als Gemeinplatz gilt: „Berlin – Exerzierfeld der Moderne“, trifft in der Politik noch in viel größerem Maße zu. Hier prallten Ideologien und Politikkonzepte heftiger und folgenreicher aufeinander als andernorts.

Berlin als überregional bedeutender politischer Kampfplatz, als Experimentierfeld, Plattform und Bühne des Übergangs ist die zweite Facette der politischen Rolle Berlins.

- Erscheint die Stadt in den beiden ersten Sichtweisen eher als passiv, so sieht sie eine dritte Perspektive in einer aktiven Rolle. Denn Berlin war und ist nicht nur Spielball der Interessen und Bühne des Übergangs, sondern auch Akteur. Für eine Reihe zentraler Politikansätze lieferte Berlin substantielle Beiträge und testete erstmals neue Entwürfe. In vielen Fällen waren sie nicht mehrheits- oder durchsetzungsfähig oder führten in desaströse Sackgassen, in anderen Fällen wurden sie von anderen Regionen und Akteuren übernommen und beeinflussten oder prägten ganze Epochen.

Berlin als Subjekt und Impulsgeber ist der dritte Aspekt der politischen Rolle der Stadt.

Alle drei Elemente – Gegenstand, Experimentierfeld, Impulsgeber – haben sich immer wieder überlagert und verstärkt oder gegenseitig blockiert, oft war Berlin in unterschiedlichem Ausmaß alles zugleich. Nach dem Zweiten Weltkrieg etwa, als die Alliierten die oberste Gewalt in Deutschland übernahmen, war Berlin zunächst Gegenstand alliierter Nachkriegspolitik und sonst nichts. Binnen kurzer Zeit allerdings wurde diese Facette ergänzt um die Rolle Berlins als Bühne und die Stadt avancierte zum Schauplatz der ersten großen Ost-West-Auseinandersetzung nach dem Krieg in Europa. Hier standen sich die neuen Politikansätze unversöhnlich gegenüber. Schließlich entwickelte sich Berlin zum Impulsgeber. Die Erfahrungen, die die Alliierten und die Deutschen in Ost- und West-Berlin machten, verstärkte die radikaler werdende Ausformulierung neuer Politikrichtungen und beschleunigte ihre Durchsetzung. Besonders strenger Antikommunismus im Westteil der

Stadt und weit gehend instrumentalisierter Antifaschismus und Antikapitalismus im Ostteil Berlins bestimmten über viele Jahre die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR, West- und Osteuropas sowie der USA und der Sowjetunion.

Weder die Lage, die städtische Entwicklungsdynamik noch ihre spezifische Architektur allein charakterisieren Berlin, sondern vor allem die überregionale politische Bedeutung der Stadt. Das ist der Faktor, der Berlin am treffendsten charakterisiert und die Stadt von allen anderen in Deutschland und Europa unterscheidet. Diese These auszuführen, zu belegen und sie perspektivisch zu begreifen als Chance, ist Ziel dieser Expedition.

## 2.3 Wege

### Konflikt & Konsens

„Im Konflikt liegt der schöpferische Kern aller Gesellschaften und die Chance der Freiheit. ... Gesellschaft ist Konflikt um menschliche Lebenschancen. Freie Gesellschaft ist gestatteter, ausgetragener, geregelter Konflikt.“<sup>56</sup> Wer die teils lethargische Erstarrung beachtlicher Teile der deutschen Gesellschaft in der Gegenwart vor Augen hat, möchte Ralf Dahrendorfs über dreißig Jahre alter Feststellung seufzend zustimmen: Ein wenig mehr Konflikt wäre nach all den endlos auf Konsens ausgerichteten mühsamen Entscheidungsfindungen als Stimulans in der Tat erfrischend.

Andererseits, so Helmut Schmidt, verlangt „das Zusammenleben von Menschen in gewissem Grad Übereinstimmung in Werten und Normen, in Grundauffassungen und Grundhaltungen. ... Wenn die Übereinstimmung in elementaren Grundwerten und Grundauffassungen fehlt, sind Freiheit und Würde des Menschen gefährdet. Eine Gesellschaft, in welcher der Konsens über elementare Grundwerte verloren gegangen ist, treibt auf Anarchie zu.“<sup>57</sup> Eine Lobpreisung der Übereinstimmung als Kitt, der die Gesellschaft zusammenhält und Entwicklung überhaupt ermöglicht. Wer an den Bürgerkrieg 1918/19, die Teilung oder den Terrorismus der siebziger Jahre denkt, wird zugestehen, dass für die Betonung von Konsens als gesellschaftlicher Basis gute Argumente sprechen.

### Streit und die Natur des Menschen

Über die Entstehung von Konflikten konkurrieren verschiedene Ansichten. Die Verhaltensforschung geht von der Annahme biologischer Grundtriebe beim Menschen aus, unterstellt ein natürliches Aggressionspotenzial und sieht den Konflikt als Teil der Natur des Menschen. Sozialpsychologie und Soziologie wiederum führen Konflikte auf Gegensätze zwischen psychischen Antrieben und Motivationen der Menschen einerseits und den Normen oder Ansprüchen der Gesellschaft andererseits zurück. Umstritten ist in beiden Fällen, ob Konflikte als fortschritts-hemmende Störungen bekämpft oder als Motor und Stimulans gesellschaftlichen Wandels begrüßt werden sollen.

Die Frage, was Konflikte sind, ist allgemeingültig und abstrakt wahrscheinlich ebenso wenig sinnvoll zu beantworten wie die nach den letztendlichen Ursachen von Konflikten. Nicht einmal der Begriff ist eindeutig definiert. Je nach Disziplin gibt es eine nicht überschaubare Zahl von Definitionen in unterschiedlicher Schärfe und



Reichweite. Ob Psychologie, Soziologie, Politologie, Rechtswissenschaft, Medizin oder andere Naturwissenschaften – alle verwenden den Konfliktbegriff und je nach Verwendung bedeutet er etwas anderes.

Das Wörterbuch definiert Konflikt als einen „Zusammenstoß“, eine „Auseinandersetzung“, einen „inneren Zwiespalt“, ein „Widerstreit“.<sup>58</sup> Abstrahiert aus dem lateinischen Begriff „conflictus“ versteht das Duden-Bedeutungswörterbuch unter Konflikten „durch widerstreitende Auffassungen, Interessen o. Ä. hervorgerufene schwierige Situation(en)“.<sup>59</sup> Daraus lassen sich einige Annahmen ableiten:

- Konflikte sind grundlegender Bestandteil menschlichen Handelns. Schon die ersten Zeugnisse und Mythen der Menschheit erzählen davon und in der Neuzeit ist das Phänomen vielfach beschrieben worden, mit Blick auf die Gesellschaften am eindrucksvollsten vielleicht immer noch in Thomas Hobbes archaischem Essay aus dem Jahr 1651 über den „Krieg aller gegen alle“ und den allmächtigen, Schutz gewährenden „Leviathan“.<sup>60</sup>
- Konflikte meinen einen Zustand des Zwiespalts. Solche Zustände können sich auf eine Person beziehen (innerer Konflikt, Gewissenskonflikt), betreffen in der Regel aber mindestens zwei Menschen oder Personengruppen. In jeder Dimension, von der Einzelperson bis zu Staatengruppen, können Konflikte auftreten und sie können jedes nur denkbare Thema betreffen, vom Nachbarschaftsstreit über einen auf der Grundstücksgrenze stehenden Baum bis zum außenpolitischen Konflikt über Rohstoffe. Über Teilnehmer, Intensität, Dimension und Austragungsform ist damit noch nichts gesagt. Sie sind im Prinzip unendlich und zu unterschiedlichsten Zeiten wurden regional unterschiedliche Formen der Konfliktaustragung entwickelt und eingesetzt.
- Konflikte sind Prozesse. Der Zustand des Zwiespalts ist nicht statisch; durch irgendeinen Auslöser beginnt er, dauert eine gewisse Zeit, bevor er wieder endet – und sei es durch die Auslöschung der Kontrahenten.
- Konflikte bedeuten Wandel. In den meisten Fällen führen Konflikte zu Handlungen – oder Nicht-Handlungen –, die eine Lösung des Zwiespalts intendieren. Ob damit eine Verbesserung oder eine Verschlechterung des Ausgangszustandes erreicht wird, ist dabei offen und abhängig von einem ganzen Bündel weiterer Faktoren.

Konflikte mit einem nach Lösung drängenden, durch unterschiedliche Auffassungen oder Interessen ausgelösten Zwiespalt scheinen offenkundig zur menschlichen Existenz zu gehören.<sup>61</sup> Der Faktor Zeit und eine gewisse Dynamik im Ablauf sind wei-

tere Kennzeichen von Konflikten. Für die Politik am wichtigsten ist die Tatsache, dass Konflikte mit Blick auf Gesellschaften fast immer Wandel bedeuten, ohne dass dessen Richtung damit schon feststeht.

Das erklärt, weshalb der Begriff in der Politikwissenschaft und in der Soziologie lange Gegenstand großer Kontroversen war. Berühmtheit erlangte die in den fünfziger und sechziger Jahren in den USA ausgetragene Pluralismus-Elitismus-Kontroverse, die insbesondere von der Tübinger Schule Anfang der sechziger Jahre in Deutschland aufgenommen wurde.<sup>62</sup> Beginnend mit dem Sommersemester 1961 führte sie am soziologischen Seminar der Universität Tübingen eine Reihe von Untersuchungen zur Soziologie der Oberschichten und Eliten durch. Diese Arbeiten reflektierten die amerikanische Debatte und versuchten zu einer eigenständigen Position zu gelangen.<sup>63</sup> In diesem Zusammenhang bekam der Blick auf Faktoren, die die Entwicklung von Gesellschaften vorantreiben, eine zentrale Bedeutung. Die Rolle der Eliten und die Partizipation der Bevölkerung standen im Zentrum des Interesses und der Konflikt wurde als Motor im Prozess der Auseinandersetzung zwischen maßgeblichen gesellschaftlichen Gruppen erkannt.

Einer der maßgeblichen Forscher, Ralf Dahrendorf, sah Menschen als von Natur aus ungleich, weil „keiner von uns eindeutig wissen kann, was für ihn und alle anderen gut ist“.<sup>64</sup> Die sozialen Verhältnisse sind deshalb „prinzipiell pluralistisch.“<sup>65</sup> Daraus leitete Dahrendorf seine Grundposition ab, die ähnlich der Haltung von Popper „gekennzeichnet ist durch die Suche nach institutionellen Mitteln zur Kontrolle der Mächtigen im Interesse der Haltung der Offenheit des politischen Systems für immer neue Lösungen“.<sup>66</sup> Diese Position lenkt den Blick auf vier Bereiche:

- Das Verhältnis von politischer Verfassung und sozialer Struktur, das bestimmt wird durch die Möglichkeiten und Arten der Teilnahme des Einzelnen am Leben der Gesellschaft
- Die Art und Weise der Konfliktregelung
- Die Rolle der Eliten, verstanden als die Führungsgruppe einer Gesellschaft, und ihre Zusammensetzung. Dabei ist entscheidend, ob die Eliten „politisch einheitlich sind oder in sich die Vielfalt der sozialen Interessen und Gruppierungen spiegeln“.<sup>67</sup>
- Der Grad der Öffentlichkeit einer Gesellschaft.

Der Begriff Konflikt ist damit noch nicht geklärt, aber das ist in dieser Sicht auch nicht entscheidend. Wichtiger sind die Fragen, unter welchen Bedingungen Konflikte ausgetragen werden, wie sie ausgetragen werden, welche Rolle die Eliten dabei

spielen und inwieweit sich die Öffentlichkeit an der Austragung beteiligen kann. Maßgeblich ist, dass Konflikte auf Entscheidungen drängen. Eine Situation, die von einer Person oder Personengruppen für nicht akzeptabel gehalten wird, kann im Sinne einer Veränderung beeinflusst werden und je nach Umfeld, Kräfte- und Machtverhältnis kann es zu einem evolutionären oder revolutionären Wandel kommen, der sich friedlich oder kriegerisch durchsetzt. Wie die Sache dann abläuft, hängt von den Umständen ab.

### **Harmonie und die Sehnsucht des Menschen**

Konsens bedeutet „Zustimmung, Einwilligung“<sup>68</sup> oder Übereinstimmung etwa zweier Vertragspartner. Ähnlich einem Konflikt kann sich Konsens auf nahezu jedes Thema und jede Ebene beziehen, von der Übereinstimmung zweier Personen in einer Sachfrage bis zur umfassenden Gemeinsamkeit ganzer Gesellschaften in Grundsatzentscheidungen.<sup>69</sup> Analog zur Definition des Konfliktbegriffs lassen sich für den Begriff Konsens folgende Merkmale identifizieren:

- Das Bedürfnis nach Übereinstimmung scheint ein grundlegender Bestandteil menschlichen Handelns zu sein. Auch wenn „Konfliktstorys“ mit „sex and crime“ die Menschen stets in ihren Bann gezogen haben, sie vollziehen sich stets vor der Annahme und nicht zuletzt mit dem Ziel, einen Zustand der Übereinstimmung herzustellen. Selbst Thomas Hobbes' Leviathan strebte letztlich nach Überwindung des „Krieges aller gegen alle“ und träumte vom Frieden.
- Konsens bedeutet Übereinstimmung. Die kann sich auf eine Person beziehen, betrifft in der Regel aber mindestens zwei Menschen oder Personengruppen. Über Teilnehmer, Intensität und Reichweite eines Konsenses ist damit noch nichts gesagt. Sie sind, wie beim Konflikt, im Prinzip unendlich und auch sie wurden zu unterschiedlichsten Zeiten in regional unterschiedlichen Formen entwickelt und eingesetzt.
- Die Herstellung von Konsens ist ein Prozess. Der Zustand der Übereinstimmung muss immer wieder hergestellt werden, er kann jederzeit enden und in einen Konflikt münden.
- Konsens ist vielleicht nicht wie der Konflikt der Motor, aber doch ein Ziel des Wandels.

Mit Blick auf Gesellschaften sehen Konsenstheoretiker<sup>70</sup> – ähnlich zahlreichen Konflikttheoretikern – durchaus vergleichbare Faktoren, von denen die Stabilität eines Systems abhängt:

- Das Beziehungsgefüge von sozialen Klassen und Schichten und Gruppen
- Die Anerkennung von politischen Institutionen
- Gesellschaftliche Machtverhältnisse und die Verteilung der privaten und öffentlichen Güter
- Die Identifikation der Bürger mit dem System

Entscheidend ist beim Blick auf diese Faktoren, worauf ein Konsens beruht, unter welchen Bedingungen er hergestellt wird, welche Rolle die Eliten dabei spielen und inwieweit die Öffentlichkeit beteiligt ist. Die konkrete Ausprägung des Konsenses hängt, wie bei Konflikten, stets von den Umständen ab.

### **Krieg und Frieden**

Konflikt und Konsens, Uneinigkeit und Einigkeit, Feindschaft und Freundschaft, Krieg und Frieden sind allesamt oft synonym gebrauchte Gegensatzpaare. So verlockend es ist – für sich genommen und von ihrem Pendant isoliert führen die einzelnen Begriffe in die Sackgasse.

Wenn Konsens *und* Konflikt maßgebliche Faktoren sind, die das Leben einer Gesellschaft bestimmen, führt es kaum weiter, sich auf eine der beiden Seiten zu schlagen und die andere zu vernachlässigen. Die Behauptung jedenfalls, dass Konflikt oder Konsens mit Gesellschaft gleichzusetzen sind, produziert Kurzschlüsse. Demokratietheoretiker wie Claude Lefort und Marcel Gauchet beispielsweise vertreten in ihrer politischen „Theorie des zivilgesellschaftlichen Republikanismus“ eine Position, die die integrierende Funktion von Konflikten betont. So interessant der Ansatz ist, zu Ende gedacht führt dieses Argument allerdings in die Absurdität: Wäre Konflikt der maßgebliche Faktor für Entwicklung und Fortschritt, würde am äußersten Ende der Skala der permanente Bürgerkrieg zur höchsten Form der Integration.<sup>71</sup> Konsens und Konflikt sind also nur in der Kombination sinnvoll anwendbar.

Berlins Geschichte und Gegenwart bieten reichhaltiges Anschauungsmaterial für politischen Streit und Übereinstimmung aller Art. Schon die Stadtgründung ist Ergebnis eines Machtkonfliktes verschiedener Landesherren um strategisch wichtiges Grenzland. Die Reise durch Berlin erkundet solche politischen Schlüsselstellen mit dem Ziel, herauszubekommen,

- wie Konflikte und wie Konsens entstehen,
- an welchen Themen sich Streit entzündet und wie es zu seiner Auflösung kommt,
- welche Akteure wie beteiligt sind,
- wie Wandlungsprozesse ablaufen,
- welche Ergebnisse sie erbringen und wie die Gesellschaftsstrukturen zu Beginn und am Ende eines Wandlungsprozesses sind.<sup>72</sup>

Die Stadt Berlin, so die These, ist eine politische Stadt und damit zwangsläufig ein Ort, an dem Konflikte, aber auch Übereinstimmung zu Hause sind. Unter diesem Blickwinkel erfolgt die Analyse. Neben den erläuterten Kernbegriffen hilft ein methodischer Ansatz, den Weg durch das Dickicht der Stadt Berlin zu finden – die „Dichte Beschreibung“.

FRIEDRICH NICOLAI  
Beschreibung  
der königlichen  
Residenzstadt  
Berlin

### 3. Praxis

#### 3.1 Methode

##### Intensive Beschreibung

##### Klassische Methoden

Für die Beschreibung von Städten werden am häufigsten zwei Verfahren verwendet, die beide auf beachtliche Traditionen zurückblicken können: die polyglotte Stadtbeschreibung und die klassische Stadtgeschichte.<sup>73</sup> Je nach Blickwinkel fließen dabei landeskundliche und geographische, stadtplanerische und architektonische, historische und soziologische, ökonomische und technologische, demographische und einige Dutzend weitere Betrachtungsweisen sowie das Fachwissen dieser einzelnen Disziplinen ineinander und je nach Vermögen und Leidenschaft der Verfasser sind sie mehr oder minder überzeugend komponiert. Trotz der langen Tradition ist daraus bis heute kein allgemein akzeptierter Ansatz erwachsen und für die ganzheitliche Beschreibung einer Stadt gibt es keine allgemein anerkannte Theorie, nicht einmal einen wirklich überzeugenden Ansatz.<sup>74</sup>

Diese Arbeit ist eindeutig, wenngleich mit mäßiger Begeisterung, dem ersten Verfahren verwandt, folgt ihm aber nur bedingt, denn der Ansatz hat einen entscheidenden Mangel. Zur Erkundung als „politischer“ Metropole bietet die klassische Stadtbeschreibung keine überzeugende Antwort. Das ist verwunderlich, sind doch die Begriffe Stadt und Politik von Beginn an eng verwandt, ja zu Zeiten der Stadtbegründung sogar identisch. In der Neuzeit mit ihrer Wiederaneignung der Antike ging diese Verwandtschaft weit gehend verloren.<sup>75</sup> Das hat mit den historischen Umständen zu tun, in der die Antike als Blaupause zeitgenössischer Fragestellungen neu entdeckt wurde: Die Erinnerung an das griechische und römische Erbe fiel in eine Phase fundamentaler Umbrüche. Auf der einen Seite waren die mittelalterlichen Stadtstaatensysteme an eigenen Schwächen zerbrochen, auf der anderen Seite hatten die Landesherren zunehmend ihre dynastischen Ansprüche mit neuen, raumgreifenden Ordnungssystemen durchgesetzt, in denen die Stadt ein wichtiger, aber längst nicht der allein entscheidende Bestandteil war. Dabei veränderte sich die Verfügungsgewalt über die Städte grundlegend. Die überkommenen städtischen Eliten verloren ihre Macht an die neuen Herrscher und die nutzten die Städte vor allem funktional als Plattform ihrer territorialen Expansion.

Diese Perspektive wirkt bis heute nach.<sup>76</sup> Wenn in der Neuzeit von Politik in Stadt-

beschreibungen die Rede ist, dann meist unter dem Blickwinkel städtischer Funktionen für größere Territorien. Legionen von Stadtbeschreibungen folgen dieser Sicht und bieten den Lesern umfangreiche Kapitel mit dynastischer Herrschaftsgeschichte und der Beschreibung von deren Leistungen für die Stadt: Herrschersitze, Militärbauten, Infrastruktur, Manufakturen, Wohlfahrtseinrichtungen usw. werden in allen Einzelheiten beschrieben. Die heutige Stadtpolitik reduzierte ihren Blick stark auf das lokale Umfeld und erst die seit einigen Jahrzehnten verabredeten internationalen Städtepartnerschaften können als ein Anzeichen gelesen werden, über den traditionell engen Horizont hinauszublicken. Insgesamt wird der eher enge Fokus bis heute erfolgreich gepflegt, wie jede Neuauflage des Baedeker belegt.

Eine zweite, weit verbreitete Sichtweise erweist sich in diesem Zusammenhang als einflussreich: Im Kern wird dabei eine Methode der Naturwissenschaften imitiert, nach der einzelne Teile quantitativ erfasst und dann ausgewertet werden.<sup>77</sup> Die konsequente Fortführung dieser Methode ist letztlich die Enzyklopädie. Als Nachschlagewerk, Arbeitsmittel und Sammlung von Puzzleteilen ist sie unabdingbar, ein Gesamtbild ergibt sie nicht. Das verbindet sie mit einem Großteil aktueller Stadtbeschreibungen, die selten lebendige und anregende Texte bieten. Fast durchweg erweist sich ihre Lektüre als trocken und die in Mode kommenden Szenestadtführer mit ihrem von Saison zu Saison wechselnden Jargon sind lediglich eine Variante davon, fesselnde Porträts entstehen so nur ausnahmsweise.<sup>78</sup> Quantitative, dem Vorbild der Naturwissenschaft folgende Forschungsansätze bieten in Deutungsfragen wie einer Stadtbeschreibung keine wirklich überzeugende Lösung.<sup>79</sup>

### **Qualitative Forschung**

Seit einigen Jahrzehnten ist dieses Dilemma bekannt. Die Entwicklung und Differenzierung qualitativer Forschungsansätze<sup>80</sup> waren ein wichtiger Weg, um diesen Defiziten zu begegnen. Für eine beträchtliche Zeit avancierte die Alternative quantitative oder qualitative Forschungsmethoden zur Glaubensfrage, vor allem in der Soziologie. In der Politikwissenschaft, wo der Streit weniger ausgeprägt war, wird inzwischen „ein Methodenpluralismus akzeptiert, der häufig auf einen Methodenmix, d. h. eine Mischung aus quantitativen und qualitativen Verfahren,“<sup>81</sup> hinausläuft. Auch in dieser Arbeit ist das der Fall. Sie nutzt die Erkenntniswerte quantitativer und qualitativer Forschung, greift auf statistische Erhebungen also ebenso zurück wie etwa auf Hintergrundgespräche mit Experten und fühlt sich den letztgenannten Methoden stärker verpflichtet, ihre Grenzen gleichwohl kennend.



In diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich drei Merkmale qualitativer Forschungsansätze ins Gedächtnis zu rufen: die Berücksichtigung und Analyse unterschiedlicher Perspektiven, die Reflexion des Forschers über die Forschung als Teil der Erkenntnis und die dem Gegenstand angemessene Wahl von Methoden und Theorien.

Leuchten die beiden erstgenannten Forderungen unmittelbar ein, wirft die dritte Forderung neue Fragen auf, denn was ist eine angemessene Wahl von Methoden und Theorien für eine Stadtanalyse, die auf das Politische fokussiert?

### **Politische Theorien**

Bei einer Fragestellung, die politische Faktoren identifizieren und verstehen möchte, liegt es nahe, in der entsprechenden Fachdisziplin, der Politikwissenschaft, nach Ansätzen zu suchen. Benötigt wird ein theoretischer Ansatz, der es ermöglicht, einen Gegenstand, in diesem Fall eine Stadt, empirisch zu beschreiben, als politisch zu erklären und zu begründen. Einige Dutzend politische Theorie- und Methodenansätze sind derzeit verfügbar, auch wenn einige Autoren betonen, dass „die Politikwissenschaft keine eigene Methodologie entwickelt hat“.<sup>82</sup> Dessen ungeachtet reichen die aktuellen Ansätze von der „Theorie des Konservatismus“ über verschiedene, die „Politökonomie“ in den Mittelpunkt stellende Ansätze, mehrere „Demokratiethorien“ – zum Beispiel die „Theorie des freiheitlichen Republikanismus“, die Theorie der „liberal-prozeduralistischen Demokratie“ und andere –, ferner Theorien des „Liberalismus“, Theorien der „Integration“, der „konkurrierenden Eliten“, des „Feminismus“, der „Systemtheorie“, des „Relationismus“ bis zu verschiedenen Varianten des „Neomarxismus“.<sup>83</sup>

Ob eigene Methodologie oder von anderen Disziplinen adaptierte Ansätze – für die Analyse einer ganzen Stadt greifen sie durchweg zu kurz oder es bleibt offen, wie eine Anwendung aussehen könnte. Teilbereiche wie die Ökonomie oder das politische System sind mit den vorhandenen Ansätzen durchaus beschreib- und erklärbar und wo sie sinnvoll einsetzbar sind, wird hier darauf zurückgegriffen. Eine ganzheitliche Betrachtung jedoch erscheint dem Verfasser mit dem verfügbaren Instrumentarium kaum möglich. Dafür gibt es mehrere Gründe.

Das Hauptdilemma der aktuellen politischen Theorien ist die Tatsache, dass sie alle von *einem* – mehr oder minder überzeugend begründeten – Standpunkt ausgehen und von diesem Blickwinkel aus etwa die Konkurrenz von Eliten, ökonomische Prozesse, die politischen Parteien usw. in den Fokus nehmen.<sup>84</sup> Dieses Verfahren gerät

an seine Grenzen, wenn ein Gegenstand es erfordert, den Standpunkt zu verändern, was bei einer Exkursion durch eine Stadt zweifelsohne der Fall ist.

Ein zweites Problem besteht darin, dass politische Theorien entweder mit der Frage nach der Begründbarkeit von Politik (normative Ansätze) beginnen oder nach der empirischen Verfasstheit von Politik (empirische Theorien) fahnden.<sup>85</sup> Eine Integration beider Ansätze ist in der Theorie bislang erst ansatzweise überzeugend gelungen.<sup>86</sup> Die deshalb erforderliche Entscheidung für eine der beiden Richtungen hat zu Folge, dass der Gegenstand, die politische Stadt Berlin, nicht scharf genug in den Fokus zu bekommen ist. Die rein empirische Herangehensweise wiederum steht in der Gefahr hoher Beliebigkeit, fast ausschließlich abhängig vom Wissen und Temperament der Autoren.<sup>87</sup> Normative Untersuchungsmethoden bieten hingegen oft ausgefeilte, komplexe Ansätze, erweisen sich aber vielfach als enges Korsett, das den Gegenstand nicht selten zur Unkenntlichkeit einschnürt. Entweder sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht oder der konzentrierte Blick auf einen Baum lässt vergessen, dass er im Wald steht.

### **Selbst gesponnenes Bedeutungsgewebe**

Hier ist ein Problem angesprochen, das weit über die Politikwissenschaft hinausreicht.<sup>88</sup> Auch andere Disziplinen, etwa die Ökonomie, verfügen kaum über Ansätze, die Makro- und Mikroebene sowie die Verbindungen zwischen ihnen überzeugend in einem Erklärungssystem verknüpfen. Selbst die Naturwissenschaften und insbesondere eine der einflussreichsten Disziplinen des 20. Jahrhunderts, die Physik, scheitern bislang an diesem Problem.<sup>89</sup> Um dennoch nicht vor der Methodenfrage zu kapitulieren, hilft vielleicht ein Kniff, eine Art Befreiungsschlag, den Wissenschaftler immer wieder angewandt haben, was das Problem zwar nicht löst, aber immerhin handhabbar macht.

Der Ethnologe Clifford Geertz hat mit seinem Ansatz der „Dichten Beschreibung“ eine Methode entwickelt, die einem solchen Befreiungsschlag gleicht und auf das Phänomen Stadt übertragbar scheint.<sup>90</sup> Den Ansatz zu verstehen erfordert es, sich das Problem klar zu machen, mit dem Geertz konfrontiert war. Bei seinen Forschungen fühlte sich der Autor durch den von seinen Kollegen vielfältig und nahezu beliebig verwendeten Kulturbegriff verwirrt. Geertz kritisierte das begriffliche Durcheinander. Als Beleg zitierte er das Buch „Mirror for Man“ von Clyde Kluckhohn, eine Einführung in die Ethnologie, in der im entsprechenden Kapitel knapp ein Dutzend verschiedener Kulturbegriffe verwendet werden.<sup>91</sup> Dem setzte Geertz eine dem Soziologen Max Weber folgende Alternative entgegen. Danach wird der

Mensch als ein Wesen verstanden, „das in selbst gesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe“.<sup>92</sup>

Das ist wie beiläufig gesagt und erweist sich doch als radikaler Schritt, denn die Formulierung sprengt den Kulturbegriff inhaltlich. Ein eingegengtes Kulturverständnis, das an klassische Kulturthemen wie die Künste oder an ein modernes Verständnis etwa von Alltagskultur gebunden ist, wird dadurch aufgehoben. Die Folge: Zunächst einmal verschwimmt der Kulturbegriff noch mehr, denn Kultur kann de facto alles sein und sich auf jedes Thema erstrecken. Um Vorgänge nun als kulturell zu identifizieren, kombiniert Geertz seine inhaltliche Ausweitung mit einer formalen Eingrenzung: Die Beobachtung und Beschreibung einer Kultur muss genau sein und sie muss eine Deutung enthalten.

Geertz' Formulierung vom „selbst gesponnenen Bedeutungsgewebe“ läuft so auf einen hochflexiblen Kulturbegriff hinaus, dessen Tragfähigkeit entscheidend vom Kontext abhängt, also von den Umständen, auf die er angewandt wird. Der Vorteil ist klar: Sein Kulturbegriff ist streng empirisch und er erlaubt eine sehr scharfe Fokussierung auf den Gegenstand. Zugespitzt: Die Theorie steht dem Blick auf die Wirklichkeit nicht mehr im Wege, ohne dass auf einen theoretischen Ansatz, zumindest auf Kriterien, verzichtet wird.

Auch wenn der Befreiungsschlag sympathisch und verständlich ist, eine völlige inhaltliche Entleerung des Kulturbegriffs provoziert die Frage: Wozu wird das Wort dann überhaupt noch gebraucht?

Hier kommen die beiden anderen Forderungen ins Spiel, die Geertz einführt: Die Genauigkeit und die Deutung. „Genau“ kann verstanden werden als „klar“<sup>93</sup>, „gründlich“, „gewissenhaft ins Einzelne gehend“, „detailliert“, „fein“, „planmäßig“.<sup>94</sup> Dass alle relevanten Erkenntnisse dabei in die Beschreibung einfließen und zur wissenschaftlichen Genauigkeit beitragen, ist in diesem Verständnis enthalten. Was im konkreten Fall „genau“ ist, hängt wiederum vom Gegenstand ab. Wird beispielsweise ein Gegenstand zum ersten Mal bearbeitet, kann schon eine Skizze „genau“ sein und das Verständnis einer Sache entscheidend voranbringen; ist ein Thema hingegen schon tief greifend beleuchtet worden, darf eine Reflexion des Kenntnisstandes erwartet werden, um dem Attribut „genau“ zu genügen.

Ebenso wichtig ist die Forderung, dass Beschreibungen eine Deutung enthalten müssen. Deutung heißt „Auslegung“<sup>95</sup>, „etwas zeigen“, „auf etwas hinweisen“, „einer Sache einen bestimmten Sinn beilegen“.<sup>96</sup> Es geht also darum, dass ein zuvor unverständlicher Vorgang, ein Phänomen erklärt wird.

Dichte Beschreibung bedeutet somit – im Unterschied zum dünnen, glatten, distanzierten, neutralen Bericht – genaue, den Kenntnisstand reflektierende und erweiternde Erklärung und den Horizont öffnende Interpretation. Den Lesern gibt das die Möglichkeit, „an den eingefangenen Erfahrungen stellvertretend teilzuhaben“ und sie so zumindest auf Schlüssigkeit zu prüfen.<sup>97</sup>

### **Augenzwinkernder Kontext**

Die Reichweite des Ansatzes wird an einem Beispiel deutlich, das Geertz von seinem Kollegen Gilbert Ryle übernimmt: „Stellen wir uns ... zwei Knaben vor, die blitzschnell das Lid des rechten Auges bewegen.“<sup>98</sup> Worum handelt es sich? Um ein zufälliges, ungewolltes Zucken oder um ein bewusstes einander Zuzwinkern unter Freunden? Die Antwort: „Sobald es einen öffentlichen Code gibt, demzufolge das absichtliche Bewegen des Augenlides als geheimes Zeichen gilt, so *ist* das eben Zwinkern. Das ist alles, was es dazu zu sagen gibt: ein bisschen Verhalten, ein wenig Kultur und – *voilà* – eine Gebärde.“<sup>99</sup>

Ein puristischer, in seinem Understatement kaum zu unterbietender Ansatz, den Geertz da, offenkundig augenzwinkernd, formuliert. Aber er hat bemerkenswerte Folgen. Was als Pointe daherkommt, stützt sein Hauptargument, dass für das Verständnis eines Vorgangs dem Kontext entscheidende Bedeutung zukommt. Insofern lässt sich Geertz' Formulierung vom Verhalten, von der Kultur und der Gebärde auch als Gleichung lesen:

$$\text{Verhalten} + \text{Kultur} = \text{Gebärde}$$

Auflösen lässt sich diese Gleichung allerdings nicht, denn die Aussage Gebärde minus Verhalten gleich Kultur ergibt keinen Sinn. Deutlich wird aber, dass sich der Kulturbegriff nicht isolieren lässt, sondern dass Kultur als jener Sinnzusammenhang oder Kontext verstanden werden kann, der ein tieferes Verstehen erst ermöglicht und das Zucken eines Augenlides als Zwinkern verständlich werden lässt. Während eine „dünne Beschreibung“ lediglich das reine Verhalten, also den nüchternen Vorgang der Bewegung eines Augenlides nachbuchstabiert, erfasst eine Dichte Beschreibung den Kontext und Sinnzusammenhang und ist so in der Lage, zwischen einem zufälligen Zucken und einem verschwörerischen Zwinkern zu unterscheiden. Beschreibung und Deutung bedingen einander.

Dass ein solcher Ansatz von einer Fachdisziplin allein nicht geleistet werden kann, liegt auf der Hand. Die Dichte Beschreibung ruft also nach Interdisziplinarität, eine Forderung, die für die Beschreibung einer Stadt ohnehin unumgänglich ist.

## **Einflussfaktor Standort**

Die Wahl der Dichten Beschreibung als Ansatz ist zugleich eine Stellungnahme in dem alten Grundsatzstreit über die Frage, ob in den Sozial- und Geisteswissenschaften die Darstellung von Daten und Interpretation getrennt werden kann. „Dieser Sachverhalt – dass nämlich das, was wir als Daten bezeichnen, in Wirklichkeit unsere Auslegungen davon sind, wie andere Menschen ihr eigenes Tun und das ihrer Mitmenschen auslegen – tritt in den fertigen Texten ... nicht mehr zutage, weil das meiste, was wir zum Verständnis eines bestimmten Ereignisses, Rituals, Brauchs, Gedankens oder was immer sonst brauchen, sich als Hintergrundinformation einschleicht, bevor die Sache selbst untersucht wird.“<sup>100</sup> Der hier angedeutete Konflikt ist in vielfacher Form und immer wieder neu ausgetragen worden, am bekanntesten vielleicht als Positivismusstreit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>101</sup> Im Grunde ist die Debatte entschieden. Denn inzwischen ist es selbst in den Naturwissenschaften längst Allgemeingut, dass die Art und Weise, wie Fakten präsentiert werden, die Analyse entscheidend beeinflusst.

In der Sache ist für eine Stadterkundung festzuhalten, dass „Fakten“ oftmals schon Interpretationen enthalten. Die Bezeichnung etwa der aktuellen Vorgänge um die Berliner Bankgesellschaft enthalten schon Wertungen: Die Benennung als „Konflikt“, „Krise“, „Skandal“ usw. transportiert entsprechende Wertungen, gleich, ob sie Lesern auffallen oder im Lesefluss nicht weiter bemerkt werden. Insofern fließt der Standort des Beobachters selbstverständlich in die Beschreibung ein und es gilt zumindest die Forderung, ihn kenntlich und nachvollziehbar zu machen.<sup>102</sup>

## **Vorzüge und Nachteile**

Der Ansatz der Dichten Beschreibung hat Vorzüge und Nachteile. Zu seinen Schwächen zählt, dass er relativ vage und unpräzise ist. Als „Kochrezept“ für eine Analyse ist er kaum zu benutzen. Diese Offenheit ist zugleich seine Stärke. Das Raster mit den Kategorien Betonung des Kontexts, Deutung und Genauigkeit ist knapp und überschaubar. Verknüpft mit der Skepsis gegenüber scheinbar feststehenden Begriffen wirkt die Methode sehr praxisnah. Insofern ist es vor allem die Haltung, die den Ansatz der Dichten Beschreibung interessant macht: Das Infragestellen scheinbar feststehender Tatsachen, die Neugier und die Forderung, genau hinzusehen, ohne das Umfeld zu übersehen, sowie die Herausforderung, Fra-

gen im Sinne eines zuvor formulierten und begründeten Erkenntnisinteresses zu stellen, ergeben unter dem Strich ein gut handhabbares Instrumentarium, um wenig bekannte Gebiete zu erforschen.

Nun sind Städte und insbesondere die Stadt Berlin ohne Zweifel keine weißen Flecken auf der Forschungslandschaft. Detailfragen sind bis in alle Einzelheiten wissenschaftlich beschrieben und erklärt. Für Gesamtdarstellungen jedoch, die das Detailwissen bündeln und in einen Kontext stellen, gibt es keine überzeugenden Ansätze. Das rechtfertigt den Versuch, den Ansatz der Dichten Beschreibung zu adaptieren. Das bedeutet im Hinblick auf die drei zentralen Kriterien:

**Kontext** Auf die ganze Stadt bezogen heißt die Berücksichtigung des Kontexts, dass ihr Umfeld wahrzunehmen. Dies ist zum einen die Region, der Großraum oder so genannte Speckgürtel, zum Zweiten der nationalstaatliche Kontext, also die Bedeutung der Stadt in und für die Bundesrepublik und zum Dritten die internationale Ausstrahlung oder Rolle Berlins.

In einer Innensicht auf einzelne Probleme bedeutet Berücksichtigung des Kontexts, dass etwa bei der Beschreibung des aktuellen Baugeschehens die ökonomische Situation der Stadt, die politischen Ziele, Rahmenbedingungen und Entscheidungsprozesse berücksichtigt werden müssen. Oftmals erklären sich bestimmte Phänomene, etwa die Tatsache, dass weite Teile der Stadtbauten eine bestimmte Bauhöhe nicht überschreiten, aus Faktoren, die nichts mit diesem Bereich, hier mit architektonischen Möglichkeiten, zu tun haben. Sie zu verstehen ist es erforderlich, außerhalb nach Erklärung zu suchen und den Kontext heranzuziehen.

Worin letztlich genau der jeweilige Kontext besteht, ist stets aus der konkreten Frage abzuleiten. Insofern ist die Forderung, die weiteren Umstände zu berücksichtigen, eine permanente Erinnerung daran, bei der Beschreibung einzelner Problemfelder nicht im Wust der Fakten eines Bereichs zu versinken, sondern daran zu denken, dass die Berücksichtigung des Umfelds oft entscheidende Erklärungsansätze liefert.

**Deutung** Die Deutung der Stadt Berlin als politisch ist die zu prüfende Kernthese dieser Exkursion. Sie ist der Beobachtung verpflichtet, dass in Berlin auffällig viele Wendungen der Stadtgeschichte eng mit politischen Ereignissen verknüpft sind und dies weit über das hi-

nausgeht, was sich für andere Städte beobachten lässt.

Das rückt den Begriff des Politischen in den Mittelpunkt, der vieldeutig und vielschichtig ist. Insofern ähnelt er dem von Geertz kritisierten Kulturbegriff. Wie erwähnt, kann jedes Thema und jeder Vorgang einer Stadt politisch werden.

Neben dem Blick auf Akteure, Strukturen und Prozesse sowie die Art und Weise, wie Konflikte und Konsensfindung die Entwicklung vorantreibt oder bremst, hilft auch hier die Betrachtung des jeweiligen Kontextes, um zu erklären ob, wann und warum eine Sache politisch wird.

Genauigkeit Ist die Forderung nach Deutung in der Kernthese enthalten, so erweist sich die Erfüllung der dritten Forderung nach Genauigkeit als weitaus schwieriger. Denn ein wenig steckt in dieser Forderung die Androhung unbändiger Textmassen. Bei der Beschreibung einer für die Leser unbekanntes Kultur mag das begründet und erklärlich sein. Andererseits erweist sich eine solche Lektüre für Nichtexperten in der Regel als ermüdender Vorgang und genau das soll hier ja vermieden werden. Diese Schwierigkeit lenkt den Blick noch einmal auf das Material, aus dem der hier präsentierte Überblick gewonnen wird.

## **Befragung und Beobachtung**

Diese Arbeit basiert im Wesentlichen auf zwei Quellen: Befragung und Beobachtung. Beide sind Kernbestandteile qualitativer Forschung und es ist erforderlich, sie genau zu betrachten.<sup>103</sup>

Befragung Das Instrument der Befragung ist in der qualitativen Politikforschung inzwischen etabliert und weit verbreitet und die Forscher haben ein stark differenziertes Befragungsinstrumentarium entwickelt. Die beiden gängigsten Methoden sind das Leitfadeninterview und das unstrukturierte Interview.<sup>104</sup> Ganze Schulen haben sich inzwischen entwickelt, die, das Spannungsfeld zwischen diesen beiden Polen nutzend, verschiedene Ansätze zur Befragung von Akteuren aller Art erarbeitet haben, und von denen die narrativen Befragungen von Fritz Schütze und die objektive Hermeneutik von Ulrich Oevermann besonders wichtig sind.<sup>105</sup> Der Trend,

mündliche Quellen stärker zu betonen sowie lokale Vorgänge intensiver zu betrachten, kann als Begleiterscheinung dieser Entwicklung gesehen werden. Drei unterschiedliche theoretische Ansätze haben sich in diesem Zusammenhang entwickelt:

- Der symbolische Interaktionismus untersucht, wie Subjekte bestimmten Gegenständen, Ereignissen und Erfahrungen Bedeutung verleihen. Die Welt wird aus Sicht der Subjekte gesehen, autobiographische Erzählungen und Biographien spielen hier eine große Rolle.
- Ethnomethodologische Studien untersuchen alltägliche Handlungsweisen. Die neutrale Position des Forschers und eine eingehende Analyse des Kontextes sind hier besonders wichtig.
- Bei strukturalistischen Modellen wird von einem kulturellen Sinnzusammenhang oder -system ausgegangen, das den Rahmen für subjektive Wahrnehmungen bildet.

Allen Ansätzen und Methoden qualitativer Forschung gemeinsam ist der Versuch, Phänomene von innen heraus zu erklären.<sup>106</sup> Die innere Logik eines Themas zu erfassen und zu beschreiben wird zum Hauptklärungsansatz. Das ist zweifellos ein wichtiger Gesichtspunkt, der auch hier auf zahlreiche Fragestellungen angewandt werden kann, aber diese Sicht reicht nicht aus.

Das führt zum zweiten Kernbaustein der Informationsgewinnung, der Beobachtung:

**Beobachtung** Dieser Begriff bedeutet „aufmerksame Wahrnehmung, die mit der Zielvorstellung verbunden ist, ein bestimmtes Objekt oder einen bestimmten Vorgang bezüglich der interessierenden Momente möglichst genau zu erfassen“.<sup>107</sup> Ausgehend von dieser allgemeinen Definition lassen sich fünf Beobachtungsdimensionen unterscheiden:

- Verdeckte versus offene Beobachtung: Inwieweit wird den Beobachteten der Beobachtungsvorgang offenbart?
- Teilnehmende versus nicht-teilnehmende Beobachtung: Inwieweit ist der Beobachter aktiver Teil des beobachteten Geschehens?



- Systematische versus unsystematische Beobachtung: Wird ein standardisiertes oder ein offenes Verfahren verwendet, um Abläufe zu beobachten?
- Beobachtungen in natürlichen versus in künstlichen Situationen: Wird im interessierenden Feld beobachtet oder wird das Geschehen zum Zweck der besseren Beobachtung in einen künstlichen Raum verlegt?
- Selbst- versus Fremdbeobachtung: Werden andere Menschen beobachtet oder handelt es sich um eine Selbstbeobachtung und welchen Stellenwert hat der Beobachter?

Die meisten dieser Beobachtungsformen sind hier zum Einsatz gekommen:

- In der Regel fand die Beobachtung offen statt. Beobachtungssituationen und Gespräche fanden meist offen mit dem erklärten Verwendungszweck im Kontext eines Projektes statt. Gelegentlich allerdings gab es auch verdeckte Beobachtungen, etwa in internen Sitzungen unterschiedlichster formeller und informeller Gremien. Das dabei erworbene Wissen fließt als Hintergrundwissen in den Text ein. Nicht verschwiegen werden darf in diesem Zusammenhang, dass dem Verfasser in vielen Fällen erst lange nach gemachten Beobachtungen klar wurde, dass es sich um solche handelte und was sie bedeuteten. Dies betrifft etwa die Teilnahme an den Sitzungen des Vorstandes des „Verbandes Deutscher Schriftsteller – Landesverband Berlin“ Mitte der achtziger Jahre und die dabei gemachten Erfahrungen oder die Gespräche mit dem verstorbenen Staatssekretär der Senatskanzlei Berlin, Winfried Fest, und dem langjährigen Leiter der Berliner Stadtbibliothek, Heinz Werner<sup>108</sup>, über die Situation der Stadt Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre und viele andere mehr.
- Ähnliches gilt für die Frage teilnehmende versus nicht-teilnehmende Beobachtung. Die überwiegende Zahl der Beobachtungen – sicherlich mehr als achtzig Prozent – waren eindeutig nicht-teilnehmende Beobachtungen. Hier war der Verfasser in der Regel rein passiver Teilnehmer, anwesend

bei öffentlichen Diskussionen. In einigen Fällen allerdings war der Beobachter auch aktiver Teilnehmer, wie etwa bei den oben erwähnten Vorgängen im Schriftstellerverband, auf die im Kultur-Kapitel noch näher eingegangen wird.

- Bezüglich der Frage systematische oder unsystematische Beobachtung: Es sind beide Verfahren zum Einsatz gekommen.
- Anders sieht es bei der Frage Beobachtungen in natürlichen versus in künstlichen Situationen sowie Selbst- versus Fremdbeobachtung aus. Hier wurden durchweg Beobachtungen in natürlichen Situationen und Fremdbeobachtungen vorgenommen.

Die so kategorisierten Beobachtungen sind der Hauptstoff dieser Stadtanalyse. Sie beziehen sich einerseits auf Begegnungen mit Menschen in verschiedenen Zusammenhängen, in formellen und informellen Gremien, in Diskussionsrunden und in Arbeitszusammenhängen sowie andererseits auf zahllose Rundgänge und Exkursionen durch die Stadt, etwa um Plätze und Bauten, Parks und Gärten, Flüsse und Seen, Hügel und Täler in Augenschein zu nehmen.

Belegt werden die Thesen und Argumente in der Regel durch allgemein verfügbare und hier genannte Literatur. Die Tatsache jedoch, dass bestimmte Titel und dort entsprechende Stellen als Beleg eines Arguments herangezogen werden, geht in zahlreichen Fällen auf konkrete Beobachtungen oder Hinweise in Gesprächen und Diskussionen zurück. Dies betrifft insbesondere die Heranziehung von Presseartikeln. Hier ist klar, dass es zu zahlreichen aktuellen Ereignissen vielfältige Möglichkeiten gegeben hätte, sich auf Artikel aus der regionalen, nationalen oder internationalen Presse zu beziehen. Die hier jeweils getroffene Wahl basiert auf Gesprächen und Beobachtungen und ist insofern nicht zufällig.<sup>109</sup>

Befragungen als zitierte Quelle spielen deshalb hier eine nicht ganz so große Rolle. Das hat auch damit zu tun, dass die hier präsentierte Beobachtung 1981 beginnt und im Lauf der Zeit durch immer wieder sich verändernde Frage- und Aufgabenstellungen

an Breite und Tiefe gewonnen hat. Dabei sind insgesamt einige hundert Interviews und Hintergrundgespräche mit Akteuren aller Art und aus allen Bereichen geführt und in einigen Publikationen auch ausführlich dokumentiert worden.<sup>110</sup> Sie haben sich im Laufe der Jahre zu einer Art Basiswissen verdichtet, das den Grundstock für diese Untersuchung bietet. Diese Befragungen, Beobachtungen und nicht zuletzt Erfahrungen sind neben der zitierten Literatur das Material der Stadtbeschreibung.

### **Innen und Außen**

Befragungen und Beobachtungen als Hauptquellen machen eine Schwäche qualitativer Forschungsansätze deutlich. Beide Verfahren versuchen die Dinge von innen heraus zu erklären, doch das trägt nicht weit genug. Das birgt unter anderem das Risiko einer starken Identifizierung mit dem Gegenstand, was wiederum zum Übersehen von wichtigen Faktoren und zu Fehlschlüssen führen kann. Die Forderung, stets den Kontext im Blick zu behalten, steuert dem zwar entgegen, doch das Risiko bleibt – denn wie weit ist der Kontext zu wählen? Dafür gibt es keine objektiven Kriterien, das liegt in der Entscheidung des Forschers und die grundsätzliche Innenperspektive bleibt erhalten.

Als Lösung wird die Form eines Reiseberichts gewählt. Reisen zählen zu den Grundformen menschlicher Existenz. Seit es Menschen gibt, bewegen sie sich „von einem Ort zum anderen“<sup>111</sup>, brechen auf, sind unterwegs, kommen, bleiben, brechen wieder auf. Forschungsreisen sind ein Sonderfall dieser Existenzform, beseelt von Neugier und Wissensdrang. Ein mit einem wissenschaftlichen Instrumentarium ausgestatteter Forschungsreisender beobachtet und befragt Bewohner fremder Städte und Länder, schreibt auf, was er erfährt, und zieht seine Schlüsse daraus. Seit dem Altertum sind solche Unternehmungen bekannt und belegt. „Schon Moses schickte zwölf Experten mit einem Feldforschungsauftrag nach Kanaan. Herodots Geschichtswerk erwuchs aus Reisenotizen. ... Aristoteles versandte Fragebögen in alle Welt, um aus den 158 Rückläufen seine (heute verloren gegangene) Verfassungsurkunde zu komponieren“<sup>112</sup>.

Dass Reisen, zumal Forschungsreisen eine Kunst sind, kann ebenso wenig bestritten werden, wie das zentrale Motiv der Neugier.<sup>113</sup> In der Regel sind Reisende Fremde in jenen Regionen, die sie besuchen. Das definiert ihre Perspektive als Beobachter und genau das macht die Form des Reisens und des Reiseberichts für Berlin interessant. In diesem Geist wird die Stadt Berlin mit der Haltung eines

Forschungsreisenden betrachtet, um die „Riten fremder Völker“ zu erkunden und davon zu berichten. Dahinter steht die Absicht, Distanz – auch zum eigenen Standpunkt und Handeln – zu wahren und dies zu reflektieren.

Reiseberichte sind „vielfältige Darstellungen von Reisen und Reiseerlebnissen, die topographische, ethnologische, historische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Fakten sowie persönliche Erfahrungen und Eindrücke vermitteln“.<sup>114</sup> Kriterium der wissenschaftlichen Reisebeschreibung ist die gesicherte Information. In der Neuzeit entstanden, hat sich eine vielfältige Tradition von Reisebeschreibungen und -beobachtungen entwickelt, die oft in Form von Tage- oder Logbüchern publiziert wurden und werden. Namen wie James Cook, Georg Forster, Alexander von Humboldt, Friedtjof Nansen, David Livingstone und viele andere stehen stellvertretend für diese Richtung. Noch älter sind literarische Reisebeschreibungen, in denen das subjektive Moment stärker ausgeprägt ist. Von Marco Polos Reiseberichten über Johann Wolfgang Goethes Italienreise bis zu den Texten zahlreicher Gegenwartsautoren reicht hier das Spektrum. Die hier gewählte Form der wissenschaftlichen Reisebeschreibung basiert auf gesicherten Erkenntnissen und nutzt neben den oben genannten Quellen und Methoden zugleich die literarischen Freiheiten, die die Form des Reiseberichts bietet.

All das zusammengenommen entsteht so weniger eine Dichte Beschreibung, sondern eine „Intensive Beschreibung“, die in Form eines wissenschaftlichen Reiseberichts die Stadt Berlin analysiert. Sie übernimmt konzeptuelle Ansätze der Dichten Beschreibung, zielt aber nicht auf die Schaffung einer neuen Textsorte, die dann als Quelle betrachtet und interpretiert wird, sondern auf die lebendige Verdichtung vorhandener, neu interpretierter und neu erschlossener Materialien. Zusammengefasst:

- Die Grundidee der *Dichten Beschreibung* wird als *konzeptueller Ansatz* für die Stadt Berlin aufgegriffen und zur *Intensiven Reisebeschreibung* weiterentwickelt. Der Kernthese folgend, fokussiert die Beschreibung auf politische und politisch relevante Vorgänge, also die entsprechenden Strukturen, Akteure und Prozesse und beleuchtet den jeweiligen Kontext.
- Die Beschreibung versucht möglichst *genau* zu sein, einerseits den aktuellen Kenntnisstand einzubeziehen und möglichst zu erweitern sowie andererseits verschiedene Standpunkte deutlich werden zu lassen.

- Die Beschreibung enthält eine *Deutung* und versucht, die Stadt entsprechend der Grundthese als entscheidend durch politische Prozesse geprägten Ort zu interpretieren.
- Die Begriffe *Stadt* und *Politik* sowie *Konflikt* und *Konsens* dienen dabei als Werkzeug, um die entsprechenden Vorgänge zu identifizieren und zu fassen.<sup>115</sup>
- Die Wahl der Form des *wissenschaftlichen Reiseberichts* ist ein Sonderfall der Stadtbeschreibung. Sie schafft Distanz, um die Vorgänge der Stadt nüchtern und mit Blick auf eine überregionale, europäische Perspektive zu sehen und so weder in einen unsinnlichen Analysejargon noch in übereifrigen Lokalpatriotismus zu verfallen. Ein Verzicht auf Emphase ist damit nicht verbunden.

Die hier gewählte Methode<sup>116</sup> ist schließlich auch der Versuch einer Antwort auf einen starken Trend. Wenn von Politik die Rede ist, winken nicht wenige Leser ab, fürchten abstrakte, langweilige und trockene Abhandlungen, ein wenig weltfremd, unkonkret und unsinnlich. Die gängigen Klischees sind bekannt: Politik sei „Show“, ein „schmutziges Geschäft“, ein „Ränkespiel“, ein „Schacher von Interessen“, geprägt von „egoistischem Lobbyismus“. Auch wenn jede Zeitungslektüre diese Charakterisierung zu bestätigen scheint – Politik ist mehr. Selbst wenn das oft nur schwer zu erkennen ist, bleibt der Anspruch, die Probleme einer ganzen Gesellschaft, inklusive ihrer internationalen Beziehungen, im Blick zu behalten, sie zu analysieren, zu steuern, Rahmenbedingungen und Richtungen vorzugeben und Impulse zu setzen. Den Anspruch nachvollziehbar und überzeugend zu belegen ist Ziel des Vorhabens.

## 3.2 Erinnerungen

### Ein Streifzug durch alte und neue Reiseberichte

#### Die Stadt auf dem Seziertisch – leblos

„Berlin ist nicht zu fassen.“ Dieser Ausruf der Hilflosigkeit ist eine der ältesten Charakterisierungen Berlins und sie ist begründet. Leicht macht es einem die Stadt nicht; zu groß sind die Brüche und Widersprüche der Vergangenheit und Gegenwart, als dass sie sich auf einen simplen Nenner bringen ließen. Schon der an fast jedem anderen Ort, selbst in weitaus größeren Städten – zumindest in Europa – funktionierende Versuch einer ersten Annäherung durch „Erlaufen“ des Zentrums schlägt in Berlin fehl. Wer etwa die Champs-Élysées entlangschlendert, den Wenzelsplatz oder die Karl-Johan-Gata abgeht, der hat zwar keinen vollständigen, aber doch einen unverzichtbaren Eindruck von Paris, Prag oder Oslo. Wer das Zentrum dieser Städte nicht kennt, kennt die Stadt nicht. Wer hingegen Unter den Linden entlanggeht, vom Brandenburger Tor zum Schlossplatz, hat allenfalls eine erste Ahnung von Berlin.

Berlin ist anders. Eineinhalb Generationen lang hat der Westteil der Stadt ohne den Boulevard Unter den Linden gelebt und der Ostteil ohne den Kurfürstendamm – schlecht zwar, aber es ging. Moskau, Rom, Madrid oder Stockholm hingegen sind als geteilte Städte schwer denkbar.<sup>117</sup>

Wer also das Zentrum sucht, wird es nicht finden. Berlin hat wie Deutschland kein Zentrum, jedenfalls keines, das dem traditionellen Verständnis dieses Wortes entspricht, keines, das die Stadt dominiert, ihr den Stempel aufdrückt und an dem sie sich orientiert. Es ist durchaus typisch für Berlin, dass schon die einfachste aller Methoden, eine Stadt zu erfassen, in die Irre führt.

Die konventionellste Möglichkeit einer Stadtbeschreibung ist die Annäherung über eine Fachdisziplin, etwa die Geschichts- oder die Wirtschaftswissenschaft. Die gelungenen Arbeiten bieten den Lesern sorgfältig recherchierte, überzeugend argumentierende und gut geschriebene Analysen und liefern einen fundierten Überblick über die Geschichte oder die Wirtschaftsentwicklung einer Stadt. Dieses Verfahren ließe sich im Prinzip auf beliebig viele Disziplinen ausdehnen, um am Ende die einzelnen Teile zusammensetzen zu einem Gesamtbild. Im besten Fall entstünde so eine traditionelle Landeskunde.<sup>118</sup> Doch diese Methode hat ihre Grenzen, sie stößt auf ein prinzipielles und ein berlinspezifisches Hindernis.

Hinter der Methode, nach der Landeskunden üblicherweise zusammengesetzt

werden, steht ein altes Bild aus der Mechanik, das unterstellt, es gehe darum, Einzelteile zusammensetzen zu einem Ganzen. Je besser die Teile und je sorgfältiger die Arbeit des Mechanikers, desto höher die Qualität des Endprodukts. Wie weit trägt diese Vorstellung? Können bei dieser Betrachtungsweise so vage Dinge wie die Seele einer Stadt, ihr Geist und Charakter, die Gerüche und Geräusche, das Licht zu bestimmten Tages- und Jahreszeiten, die verschiedenen Arten, wie die Menschen sprechen, integriert werden? Womit gesagt ist, dass sie eine Rolle spielen? In der Praxis bleiben Farben, Geräusche, Gerüche so gut wie unbeachtet, werden verbannt ins Reich des ausschmückenden Feuilletons. Die zurzeit angebotenen Landeskunden über die Länder der Bundesrepublik entsprechen genau diesem Bild. Die Leser erfahren viel über Geschichte, Wirtschaftsstandort, politisches System und Kultur einer Region, die charakteristischen Eigenschaften aber kommen wie erwartet indirekt oder am Rande vor als eine Art irgendwie notwendiger Beigabe unter Überschriften wie „Land und Leute“, „Brauchtum“ et cetera.<sup>119</sup>

Unterstellt, es gelänge, den konzeptionellen Mangel der traditionellen Methode zu überwinden, bietet Berlin ein zweites, praktisches Hindernis, das vorerst nicht zu beseitigen ist. Es mangelt an brauchbaren Einzeldarstellungen. Weder über die Geschichte noch über die Wirtschaft, um bei diesen zentralen Gebieten zu bleiben, liegen wirklich überzeugende Monographien vor. Es gibt zwar aufwendig produzierte Bände, etwa die anlässlich der 750-Jahr-Feier erstmals erschienenen Berlin-Geschichten, aber zum einen sind die Arbeiten vor der Vereinigung konzipiert und behandeln diese im Sinne einer Fortschreibung, zum anderen haben sie deutliche inhaltliche Schwächen.<sup>120</sup> Weite Abschnitte beschränken sich auf ein schlichtes Nacherzählen, ein Ansatz oder eine Fragestellung fehlen oder sind nicht erkennbar und das hohe Forschungs- und Sprachniveau der deutschen Geschichtswissenschaften wird nicht erreicht, teilweise nicht einmal reflektiert.

Hinzu kommt bei der Mehrzahl dieser Untersuchungen eine Fixierung auf Berlin, die den Kontext mit seinen übergreifenden Prozessen kaum wahrnimmt. Die Einbindung der Stadt in die Entwicklung des Landes oder gar Europas ist nur selten beschrieben worden.<sup>121</sup> Die Tatsache, dass Berlin als Problem des Ost-West-Konflikts Gegenstand einer großen Zahl von Studien war und ist, widerspricht dieser Aussage nicht. Verglichen mit den auf die Region fixierten Arbeiten ist es bei diesen Studien genau umgekehrt. In fast allen Analysen zur Blockade und Luftbrücke von 1948/49, zum Chruschtschow-Ultimatum und der Mauer-Krise 1958/61, zur Ost- und Entspannungspolitik und dem Vier-Mächte-Abkommen 1971 sowie zum Fall

der Mauer und der Vereinigung 1989/90 erscheint Berlin abstrakt und unsinnlich, die Stadt verkommt zum leblosen Objekt auf dem Seziertisch der Forschung.<sup>122</sup>

### **Die sortierte Stadt – enzyklopädisch**

Eine weitere Methode, eine Stadt zu beschreiben, ist das Verfahren, Wissen zu versammeln in einer Enzyklopädie. Die Vorzüge – rascher Zugriff, knappe Informationen und Themenvielfalt – liegen ebenso auf der Hand wie die Nachteile – begrenzte Informationstiefe, selten analytisch tiefer gehende Aussagen und das Diktat des Alphabets, also die Aufgliederung von Zusammenhängen nach einem formalen Gliederungsprinzip. Berlin zählt neben New York City, London, Mexiko City und einigen anderen zu den Städten, die über eine solche Enzyklopädie verfügen.<sup>123</sup>

Seine Wurzeln hat das Berlin Handbuch in den sechziger Jahren, als das kompetente „Berlin ABC“<sup>124</sup> entstand. Initiiert durch den Staatssekretär Winfried Fest, wurde in den achtziger Jahren der Anlauf zu einer Neuauflage genommen, die zur 750-Jahr-Feier 1987 erscheinen sollte. Unglückliche Umstände verhinderten dies. Das Kernproblem zu dieser Zeit war jedoch die Teilung der Stadt, die die im Westteil Berlins beheimatete Redaktion von den in Ost-Berlin vorhandenen Informationen abschnitt. Dies zu beheben, brachte Staatssekretär Fest die Redaktion mit Heinz Werner in Verbindung, dem Leiter der (Ost-)Berliner Stadtbibliothek. Werner, Jahrgang 1921, erwies sich als respektloser und unkonventioneller Denker, der in seiner freundlich-subversiven Art keine Autoritäten respektierte.<sup>125</sup> In dieser Konstellation arbeitete ab 1988 eine Ost-West-Redaktion an der Stadtzyklopädie.

Bis zum 9. November 1989 vollzog sich diese Ost-West-Kooperation im Still-schweigen, gedeckt durch den Staatssekretär, der diese Zusammenarbeit wollte und politisch absicherte. Danach avancierte das Berlin Handbuch zu einem der ersten Projekte der gemeinsamen Kooperation zwischen beiden Stadthälften, Autoren aus Ost-Berlin wurden gewonnen und trugen dazu bei, dass ein solides Stadtlexikon entstand.

1992 erschien das 1.500 Seiten starke, von insgesamt rund 150 freien Autoren, Experten, Beratern verfasste und unterstützte Berlin Handbuch und dokumentiert eine Stadt im Umbruch. In rund 1.500 Einzeltexten bietet die inzwischen aktualisierungsbedürftige Enzyklopädie einen Überblick über fast alle lexikalisch erfassbaren Themen der Stadt. Ein wichtiges Handwerkszeug – nicht mehr, aber auch nicht weniger.



## Die verfluchte Stadt – emphatisch

Eine dritte Methode der Stadtbeschreibung ist die kulturhistorische Annäherung. Hier gibt es für Berlin eindrucksvolle Beispiele. Der bis heute virtuoseste Text ist Karl Schefflers Essay „Berlin – ein Stadtschicksal“.<sup>126</sup> 1910 veröffentlicht, provozierte der wortgewaltige Monolog schon unmittelbar nach seinem Erscheinen wütenden Widerspruch und nicht wenige Buchhändler weigerten sich, das Werk zu verkaufen. Leidenschaftlich, polemisch und mit ätzenden Formulierungen riskierte Scheffler etwas, das sich die Berlin-Literatur der letzten Jahrzehnte – vielleicht auch wegen fehlender Maßstäbe – weit gehend abgewöhnt hat: Er deutete, er wertete, er urteilte – und lieferte eine der bis heute dichtesten Beschreibungen der Stadt. Seine Perspektive ist europäisch, deshalb misst er Berlin an den europäischen Metropolen – vor allem an Paris –, und kommt zu einem wenig schmeichelhaften Urteil. „In den ersten fünf Jahrhunderten seiner Existenz kann Berlin in keiner Weise den wichtigen Kunst- und Kulturstätten zugerechnet werden.“ Auch danach sieht Scheffler kaum Erhellendes. „Von welcher Seite man also die Stadt aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auch betrachtet: Etwas Liebenswertes oder Starkes spricht nicht daraus. ... Die ‚stolze Kaiserstadt‘ ist buchstäblich vom subalternen Materialismus barbarischer Spekulanten erbaut worden.“ Am Ende steht das berühmte, immer wieder verkürzt und abgewandelt zitierte Diktum vom unentwegten Werden Berlins: „Es fehlt das konservative Grundelement, das einer lebendigen Liebe zur Stadt zur Basis werden könnte. Berlin aber will Liebe auch gar nicht von seinen Bewohnern. Ist der Geist dieser Stadt nicht im Tiefsten national, so ist er doch auch nicht sentimental. Wie mit einem Witzwort der Selbstironie hilft sich dieses hart determinierte Stadtindividuum über die Tragik seines Daseins hinweg. Über die Tragik eines Schicksals ..., dass das aus einer wendischen Fischer-siedlung zur mächtigen Millionenstadt emporgewachsene Berlin dazu verdammt: immerfort zu werden und niemals zu sein.“

Schefflers sprachgewaltiger Fluch ist die vielleicht schönste und angemessenste Liebeserklärung an Berlin: radikal, apodiktisch, prophetisch. Die Stärke des Essays ist allerdings zugleich seine Schwäche. So zündend und sprühend Schefflers Thesen und Bilder sind, oft bleiben sie ohne Begründung und fast immer fehlen die Belege. Das ist nur für Wissenschaftspuristen und Hüter der formal genauen Methode ein echter Mangel; schwerer wiegt, dass Scheffler im Grunde apolitisch denkt. Er stellt sich die Stadt vor als „Individualität“, eine verführerische Idee, er setzt auf „Gefühlsanalyse“ und definiert die Stadt zur Hälfte als „ein Produkt der Art, der Gattung, also etwas Typisches“ und zur anderen Hälfte als „etwas Einma-

liges, ein Resultat besonderer Verhältnisse“. Das klingt überzeugend, aber stimmt es? Auf seine Hypothesen aufbauend, entwickelt Scheffler seine Betrachtungsmethode: „Es gibt nun Städte, die man nur schildern kann, indem man vom Typischen ihrer Entstehungsweise ausgeht, und es gibt andere, für die ihre besonderen Determinationen das Wichtigere sind. ... Zu den Städten dieser letzteren Art gehört Berlin.“

Wenn aber „Determination“ das „Schicksal“ der Stadt Berlin ist, dann gibt es Entwicklung nur noch innerhalb vorbestimmter Bahnen. Im Grunde ist dann alles gesagt. Eine Stadt, deren Schicksal schon bestimmt ist, kann nicht „aus ihrer Haut“, ihr Charakter ist festgelegt, ein für allemal. Schefflers Methode ist statisch, das ist ihre Schwäche.

Gleichzeitig gerät der Autor an dieser Stelle nahe an die Verfechter der unseligen „Geopolitik“.<sup>127</sup> Die Lage, „der Raum“ ist für sie *der* alles entscheidende Faktor, der die Geschichte einer Stadt, Region oder eines Landes bestimmt. Schefflers These von der Determination Berlins als Kolonistenstadt geht in diese Richtung. Schlüssig zu beweisen ist das nicht. Wenn sich aber etwas nicht belegen lässt, wird es zur Glaubensfrage, zum „Schicksal“ eben, dem niemand entgehen kann.

So gesehen steht der wortmächtige und noch heute lesenswerte Monolog auf tönerne Füßen, und die Charakterisierung Berlins als immer nur werdende, niemals aber seiende Stadt, ist letztlich eine Banalität. Auf welche Stadt trifft dies nicht zu? Dass der Wandel der Zeiten Berlin stärker und tief greifender als andere Städte erfasst hat, ist sicher eine richtige Beobachtung, wirklich erklären lässt sie sich durch den Faktor Determinierung nicht.

### **Die gelobte Stadt – sentimental**

Achtundvierzig Jahre später erschien ein ähnlich ambitioniertes Buch: Walther Kiaulehns „Schicksal einer Weltstadt“.<sup>128</sup> Die fast dreimal so umfangreiche Arbeit ist weitaus sanfter und milder, versteht sich dennoch als Fortschreibung: „Weder aus Liebe noch aus Ablehnung ist in den letzten fünfzig Jahren ein ähnliches Buch geschrieben worden, eines, das stärker, genauer und beweiskräftiger als Schefflers Monolog gewesen wäre. Dieses neue Buch war zu schreiben, und ich habe versucht, es zu tun.“ Nachdem sich Kiaulehn als Erbe Schefflers eingesetzt hat, distanziert er sich von seinem Vorbild. „Mit Schefflers Stadtschicksal hat dieses (Kiaulehns) Buch schon darum wenig Ähnlichkeit, weil es nicht polemisiert, sondern

**Dichte Beschreibung II**

Der Buchhändler Friedrich Nicolai veröffentlichte im späten 18. Jahrhundert eine der genauesten Beschreibungen Berlins. Geschrieben im Geist der französischen Enzyklopädisten ist der gelehrte, anregende Band ein wegweisender Vorläufer moderner Landeskunden. Die umfangreichste Fassung erschien 1786 unter dem Titel "Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten, und der umliegenden Gegend".

FRIEDRICH NICOLAI

Beschreibung  
der königlichen  
Residenzstadt  
Berlin



nur berichtet.“ Kiaulehns Absicht ist es, „einen möglichst vollständigen Rundblick über die Stadt und ihre Menschen“ zu geben. Im Wesentlichen beschränkt sich der Autor allerdings auf die Zeit von 1871 bis 1933, die er in 21 Kapiteln mit feuilletonistischen Streifzügen, Anmerkungen und Betrachtungen, zahlreichen Erinnerungen und Anekdoten durchwandert.

Das Buch ist leicht geschrieben und amüsant zu lesen, aber eine These und ein roter Faden sind nur schwer zu erkennen. Am ehesten lässt sich als Grundthema die Frage ausmachen, „was denn eigentlich ‚berlinisch‘ sei“. Kiaulehns Antwort: „Die bessere Möglichkeit ist immer die berlinische, die also, in der sich Zweckmäßigkeit und Möglichkeit und das richtige Maß verbinden.“ Damit begründet der Autor, weshalb das Buch mit dem Brand des Reichstagsgebäudes endet: „Alles, was nachher kam, entzog sich jedem Berliner Maß. Es war nicht berlinisch.“ Ende der Geschichte. Das ist schlicht argumentiert, lässt sich sogar lesen als eine Art Freispruch für Berlin, das für die Katastrophe des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges keinerlei Verantwortung trage. So einfach aber ist diese komplexe Entwicklung nicht auf einen Nenner zu bringen. Bleibt unter dem Strich eine sentimentale Liebeserklärung, aber daran herrschte kein Mangel.

Die Liste der „Versuche über Berlin“ lässt sich beliebig verlängern. Die brillante, dem Geist der französischen Enzyklopädisten nahe stehende Stadtbeschreibung von Friedrich Nicolai aus dem Jahr 1786 zählt hierzu ebenso wie die scharfsinnige Beschreibung des großen dänischen Literaturhistorikers und Kritikers Georg Brandes aus dem Jahr 1885, die zahlreichen glänzenden Artikel, Aufsätze, Chansons und Geschichten Kurt Tucholskys, die brillanten Feuilletons von Franz Hessel oder Ernst Blochs fulminanter Essay „Berlin aus der Landschaft gesehen“ von 1932.<sup>129</sup> So sprühend und klug die Entwürfe sind, sie kämpfen alle mehr oder weniger mit ähnlichen Schwierigkeiten: Entweder erschöpfen sie sich in feuilletonistischen Betrachtungen, die unterstellen, eine genügende Sammlung von Detailbeschreibungen stehe stellvertretend für das Ganze, oder die Kernthesen bleiben so allgemein, dass sie mehr oder weniger auf jede Stadt zutreffen. Die feuilletonistisch-kulturhistorischen Ansätze bieten unter dem Strich die bei weitem gewinnbringendste und amüsanteste Lektüre, ihre Erklärungskraft bleibt begrenzt.<sup>130</sup>

### **Die apolitische Stadt**

Bei fast allen Versuchen Berlin zu fassen, fällt eine wie gequält wirkende Behandlung des Politischen auf. Kommt Politik in Landeskunden und Enzyklopädien zumindest noch vor in einer Art Institutionenkunde, so ist sie für die Kulturwissenschaft-

ler fast durchweg ein blinder Fleck. Selbstverständlich gibt es Studien, die politische Prozesse mit der Stadt zusammenbringen, etwa die erwähnten Analysen, die Berlin als Streitfall des Ost-West-Konflikts behandeln oder Begleitforschungen aktueller Fragestellungen. Richtig lebendig wird die Stadt in solchen Ausführungen nur ausnahmsweise, meist bleibt sie in diesen Studien ein lebloser, neutraler Gegenstand. Auffallend bei der Behandlung des Politischen ist – selbst bei politischen Analysen – eine durchweg leidenschaftslose Haltung, die Politik als etwas Unabdingbares, Lästiges behandelt oder als eine Art unvermeidlicher Pflichtübung. Das ist gerade im Falle Berlins bemerkenswert, ist doch seine Geschichte und Gegenwart enger mit politischen Prozessen verknüpft als die jeder anderen deutschen Stadt. Diesen Zusammenhang zu erkunden, öffnet die Form des Reiseberichts kombiniert mit dem Ansatz der Intensiven Beschreibung einen Freiraum, um das Dilemma zu überwinden.

### 3.3. Ziele

#### **Auch eine lange Reise beginnt mit dem ersten Schritt**

##### **Die Region**

Mit dem bislang beschriebenen „Gepäck“ wird der Versuch unternommen, Berlin zu erforschen. Die Expeditionen durch die Stadt werden dabei nicht beschränkt durch das formale Kriterium der Stadtgrenze jener Gebietskörperschaft, die 1920 entstand und die bis heute nur geringfügig verändert wurde.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat Berlin eine Fläche von 889 Quadratkilometern, die längste Ost-West-Ausdehnung beträgt 45, die längste Nord-Süd-Ausdehnung 38 Kilometer. Wenn in rückblickenden Betrachtungen von Berlin gesprochen wird, ist gleichfalls dieses Gebiet gemeint, auch wenn das historische Berlin vor 1920 nur eine von mehreren Städten, Dörfern und Gutsbezirken auf dieser Fläche war.

Bei den hier beabsichtigten Wanderungen wird es von Fall zu Fall erforderlich sein, die Stadtgrenze zu überschreiten. Wenn etwa über die durch Schinkel und Lenné geprägte Landschaft an der Havel von Glienicke, Babelsberg bis nach Sanssouci gesprochen wird, ist es unsinnig, an der heutigen Stadtgrenze stehen zu bleiben. Ähnliches gilt für Anmerkungen zum Wirtschaftsgebiet. Sie wären unvollständig und irreführend, würden sie nicht den so genannten Speckgürtel einbeziehen. Der Begriff Region deckt solche Ausflüge und bietet die Möglichkeit, das formale Korsett der klassischen, territorialen Gebietsdefinition bei Bedarf zu verlassen und inhaltlich Zusammengehöriges zu besuchen.<sup>131</sup>

##### **Die Route**

Wenn Politik, welcher Qualität auch immer, das für Berlin charakteristische Merkmal ist, müsste ihr Einfluss dominant und auf einer solchen Stadtwanderung deutlich erkennbar sein. Doch welche Route ist für eine solche Wanderung sinnvoll? Welche Etappen bieten sich an, welche Niederungen müssen durchwandert, welche Höhen überstiegen werden? Folgende Strecke mit drei Zwischenetappen wird in Angriff genommen:

- Zunächst wird in einer horizontalen Bewegung der Versuch unternommen, den Stadtraum auszuloten. Dazu zählen Topographie und Klima, eine Skizze der Stadtlandschaft mit ihrem Grundriss, ihren zentralen Achsen, Ausfallstraßen und Sackgassen sowie mit ihren Vierteln, Siedlungen und Solitären.

Ein Versuch, die Bevölkerung Berlins zu charakterisieren, ergänzt diese Etappe.

Eine solche Beschreibung des Stadtraumes läuft Gefahr, in einer statischen Bestandsaufnahme stecken zu bleiben. Deshalb sollen die einzelnen Themen in Zeitreisen lebendig werden. Vor allem die Veränderungen und die sie auslösenden Ursachen stehen im Mittelpunkt. Wenn die These von der Politik als maßgeblichem Einflussfaktor trägt, müssen sich entsprechende Einflüsse in allen drei Bereichen nachweisen lassen.

- Die zweite, vertikale Route ist eine Zeitreise durch die Geschichte der Stadt. Dabei interessiert der Blick auf die Kontinuitäten und Brüche in der Geschichte Berlins. Es gilt, den Stellenwert regionaler, überregionaler und internationaler politischer Prozesse in den verschiedenen Epochen für die gesamte Entwicklung der Stadt zu ermitteln, ihre Bedeutung sowie ihren kurz-, mittel- und langfristigen Einfluss zu bestimmen und zu diskutieren, inwieweit Berlin eher Spielball, Bühne oder Impulsgeber von Politik war.
- Werden in den ersten beiden Etappen Längsschnitte durch Stadtraum und Stadtgeschichte geboten, widmet sich der dritte Abschnitt der Gegenwart. Anhand aktueller Beispiele werden der gegenwärtige politische Stellenwert von Deutschlands einziger Metropole in der Kultur, in der Wirtschaft und in der Politik abgewogen sowie die Defizite, Potenziale und Perspektiven erörtert.

### **Das Ziel**

Dass es bei einer solchen Tour nicht ohne Irr- und Umwege abgeht, liegt auf der Hand. Sie werden in Kauf genommen, und vielleicht führen sie ja zu den Orten, an denen sich beispielhaft nicht nur erkennen lässt, wohin die Reise der Stadt geht, sondern auch, wohin sich die Politik entwickelt. Zustimmendes Kopfnicken ist also nicht angestrebt, im Zweifel wird der hoffentlich provozierenden These der Vorzug gegeben. Widerspruch ist deshalb nicht nur erwünscht, sondern unabdingbar. Möglicherweise ergeben sich auf diesem Weg neue Ideen, die beitragen zur Beantwortung der Ausgangsfrage: Warum ist Berlin eine politische Stadt?